

fundiert

Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin

02/2007

Amerika, Amerikas





Budgeterstellung
und Kongress-
buchhaltung

Auswahl
und Anmietung
der Veranstaltungs-
räumlichkeiten



Layout, Satz, Druck
und Versand
der Printmedien

Gestaltung
der Internetpräsenz
mit Online-
Registrierung

Sponsoring

Planung
und Organisation
von Ausstellungen



Teilnehmer-
registrierung

Abstractverwaltung



Reise- und Hotel-
buchungen

Organisation
des Rahmen-
programms



Begleitende
Pressearbeit

Vor-Ort-Organisation



Auf den Punkt geplant.

Congress Organisation Thomas Wiese GmbH

Hohenzollerndamm 125 · 14199 Berlin
Tel. 0 30 / 85 99 62-0 · Fax 0 30 / 85 07 98 26
mail@ctw-congress.de

www.ctw-congress.de

Vorwort

DIETER LENZEN, PRÄSIDENT DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN



David Ausserhofer

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

seit ihren Anfängen pflegt die Freie Universität starke internationale Beziehungen – die nicht zuletzt zur Auszeichnung in der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder beigetragen haben. Amerika spielt in den Beziehungen der Freien Universität eine besondere Rolle: Die Universität verdankt ihre Gründung auch dem außerordentlichen Engagement US-amerikanischer Politiker, amerikanischer Universitäten und der Ford Foundation. Diese finanzierte neben der Mensa und der Universitätsbibliothek den architektonisch innovativen Henry-Ford-Bau. Im Juni 1954 eingeweiht, wurde das zentrale Hörsaalgebäude der Freien Universität Berlin ein architektonisches Zeichen für die Verbundenheit mit den Vereinigten Staaten. Seit diesem Jahr erstrahlt der Henry-Ford-Bau nach einer umfassenden Renovierung wieder im neuen, alten Glanz, und er ist Ort der Ausstellung zur Geschichte der Freien Universität: „Zukunft von Anfang an“.

Spätestens mit dem Besuch des US-Präsidenten John F. Kennedy, dem 1963 die Würde eines Ehrenbürgers der Freien Universität verliehen wurde, ist die Freie Universität Berlin ein Symbol deutsch-amerikanischer Freundschaft geworden. Nach dem 35. Präsidenten der

Vereinigten Staaten ist auch das „John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien“ benannt. Dieses ist eine weltweit bekannte Institution der Amerikaforschung, an der auch die im Exzellenzwettbewerb erfolgreiche Graduate School of North American Studies angesiedelt ist – eine der herausragenden Ausbildungsstätten für Nachwuchswissenschaftler in Deutschland, die in ihren Studien die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in den USA und Kanada analysieren.

Der wissenschaftliche Blick reicht aber weit über die USA hinaus: Bereits seit 1970 existiert das Lateinamerika-Institut an der Freien Universität Berlin, ein interdisziplinäres Zentralinstitut für Forschung und Lehre, das sich in sechs verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern mit der latein- und südamerikanischen Welt befasst.

Heute unterhält die Freie Universität selbst zahlreiche Kontakte zu Universitäten in den USA, in Kanada sowie Latein- und Südamerika. Mit ihren internationalen Studiengängen, Graduiertenkollegs und Doktorandenschulen ist die Freie Universität eine Hochschule mit großer Strahlkraft und ein Anziehungspunkt für Studierende aus aller Welt.

Wie vielfältig und spannend die Forschung zum amerikanischen Kontinent an der Freien Universität Berlin ist, erfahren Sie in dieser Ausgabe von fundiert.

Ich wünsche Ihnen nun eine abwechslungsreiche und anregende Lektüre!

Ihr

A handwritten signature in blue ink, which appears to read "D. Lenzen".

Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen

Präsident der Freien Universität Berlin

Vorwort

CHRISTA BECKMANN, BERND WANNENMACHER & KERRIN ZIELKE, REDAKTION

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die neue Ausgabe des Wissenschaftsmagazins beschäftigt sich mit dem amerikanischen Kontinent – vom hohen Norden bis in den Süden, von der heutigen Zeit bis zur ersten Erwähnung des Namens „America“ vor 500 Jahren. Der Historiker Stefan Rinke schildert in seinem Beitrag, wie der Florentiner Kaufmann Amerigo Vespucci Namenspatron des neu entdeckten Kontinents wurde, wie er auf die große Weltkarte des Humanisten Martin Waldseemüller gelangte und sich der Name „America“ schließlich durchsetzte. Welche Position Mexiko zwischen Nord- und Südamerika einnimmt und wie sich die Grenzen des Landes im Laufe der Jahrhunderte veränderten, beschreibt die Politologin Marianne Braig. Literarischen Reflexionen der Americas im 20. Jahrhundert ist die Romanistin Anja Bandau auf der Spur, die in ihrem Beitrag feststellt, dass die kulturellen und politischen Unterschiede im Grenzgebiet zwischen Nord- und Südamerika zusehends verwischt werden. Um Grenzgänger geht es auch bei der Wirtschaftswissenschaftlerin Barbara Fritz: um süd- und lateinamerikanische Emigranten. Das Geld, das diese vor allem aus den USA an ihre Familien und Verwandten schicken, ist für ihre Heimatländer mittlerweile eine große finanzielle Stütze geworden, eine „Globalisierung von unten“. Die lange Tradition der Amerikaforschung an der Freien Universität feiert mit der Anfang November eröffneten „Graduate School of North American Studies“ ihre exzellente Fortsetzung. Die Direktorin der Graduiertenschule, die Literaturwissenschaftlerin Ulla Haselstein, stellt das vielfältige Programm der Schule vor. Die Vereinigten Staaten waren vor allem Ende des 19. Jahrhunderts das Ziel von Millionen Menschen, die es in die Neue Welt zog. Wie es den Auswanderern

erging, welche Träume und Hoffnungen sie an das Leben in der neuen Welt knüpften, steht im Artikel über das Forschungsprojekt „Auswandererbriefe“ der Historikerin Ursula Lehmkuhl. Von Europa aus blicken die Kulturwissenschaftler Hannah Spahn, Winfried Flock und Frank Mehring auf die USA. Sie berichten von der amerikanischen Kunst, amerikanischen Kosmopoliten und „dem gesündesten Jungen unter Uncle Sam’s Adoptivkindern“. Im nächsten Jahr finden in den USA Wahlen statt, deren Ausgang die Welt beeinflussen wird. Welche Rolle spielt im Vorfeld der Wahl der „Super-Duper-Dienstag“, und wie werden Wählern durch das Internet mobilisiert? Der Politologe Thomas Greven gibt darauf die Antworten. Vor sechs Jahren steuerten Terroristen zwei Flugzeuge in die Zwillingstürme des World Trade Centers – die Bilder des 11. Septembers 2001 haben sich eingebrannt in das kollektive Gedächtnis. Markieren die Anschläge den Beginn einer neuen Epoche? Die amerikanischen Literaturwissenschaftler Mary Ann Snyder-Körber und Andrew Gross erzählen im Interview von der Kraft dieser Bilder, von ihrer Wirkung – und ihrer Kontinuität im nationalen und im globalen Diskurs. Religiöse Aktivisten in den USA, vor allem in Virginia, haben sich die Soziologen Harald Wenzel und Tobias Scholz näher angesehen, auch vor Ort. Welche Funktionen Megachurches in den USA haben, welcher Aufwand bei multimedialen Gottesdiensten betrieben wird und wie man in einer Christian Weight Loss Group die Pfunde purzeln lassen kann, erfahren Sie in ihrem Artikel. In den hohen Norden des amerikanischen Kontinents führt der Beitrag der Historikerin Petra Dolata-Kreutzkamp: nach Kanada, ein Land, das den USA in vielem gleicht und doch so anders ist. Die Redaktion wünscht Ihnen wieder eine spannende und angenehme Lektüre!

Süden

	Stefan Rinke 25. April 1507 – Tauftag Amerikas Die Prägekraft einer Namensgebung 8
	Marianne Braig Mexiko Schutzmauer oder Grenzraum? 16
	Anja Bandau Von Macondo zu McOndo Literarische Reflexionen der Amerikas im 20. Jahrhundert. 24
	Barbara Fritz Globalisierung von unten Familienkasse und Finanzkrisen 32

Norden

	Ulla Haselstein Nachwuchsförderung am JFK Die Graduiertenschule für Nordamerikastudien 40
	Oliver Trenkamp Zeilen aus einer anderen Zeit – Wie deutsche Auswanderer im 19. Jahrhundert mit ihren Briefen aus den USA Geschichte schreiben 44
	Europa und die USA – Von der Kunst, amerikanischen Kosmopoliten und dem gesündesten Sohn unter Uncle Sam's Adoptivkindern 50
	Winfried Fluck Der europäische Blick auf die USA Alexis de Tocqueville und die Suche nach Anerkennung 52
	Hannah Spahn American Cosmopolitanism Weltbürgerdiskurse in der amerikanischen Kultur vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. 54
	Frank Mehring Der gesündeste Junge unter Uncle Sam's Adoptivkindern? Alexis de Tocqueville und die Suche nach Anerkennung 56
	Winfried Fluck Geschichte der amerikanischen Malerei US-amerikanischer Sonderweg in der Kunst und der Einfluss Hegels 58

Inhalt



Photocase

Eines der Wahrzeichen San Franciscos und der USA: die Golden Gate Bridge.



Thomas Greven

Wahlen in den USA

Aktivisten, Spenden und der Super-Duper-Dienstag60



Interview mit Mary Ann Snyder-Körber und Andrew Gross

Das Trauma einer Nation

Ein Gespräch über das amerikanische Erinnern an den 11. September 200166



Harald Wenzel und Tobias Scholz

Nearer, My God, To Thee

Religion in Amerika76



Petra Dolata-Kreutzkamp

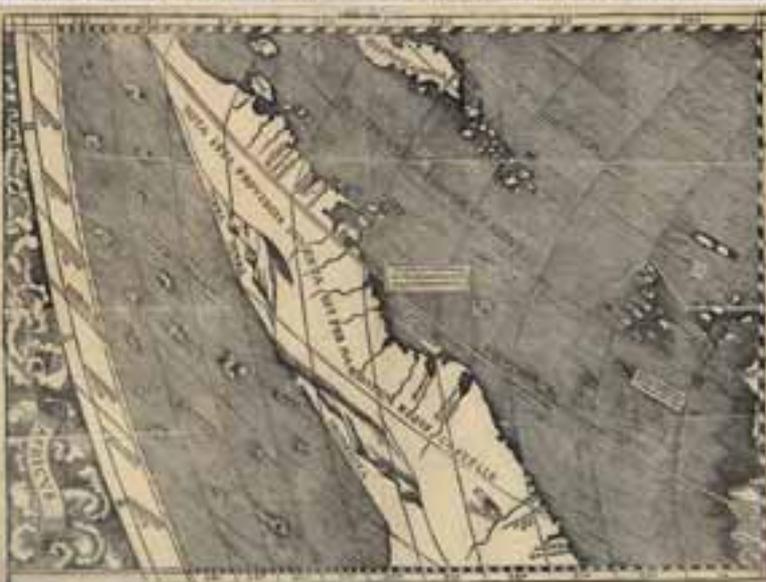
Kanada, das nördlichste Amerika

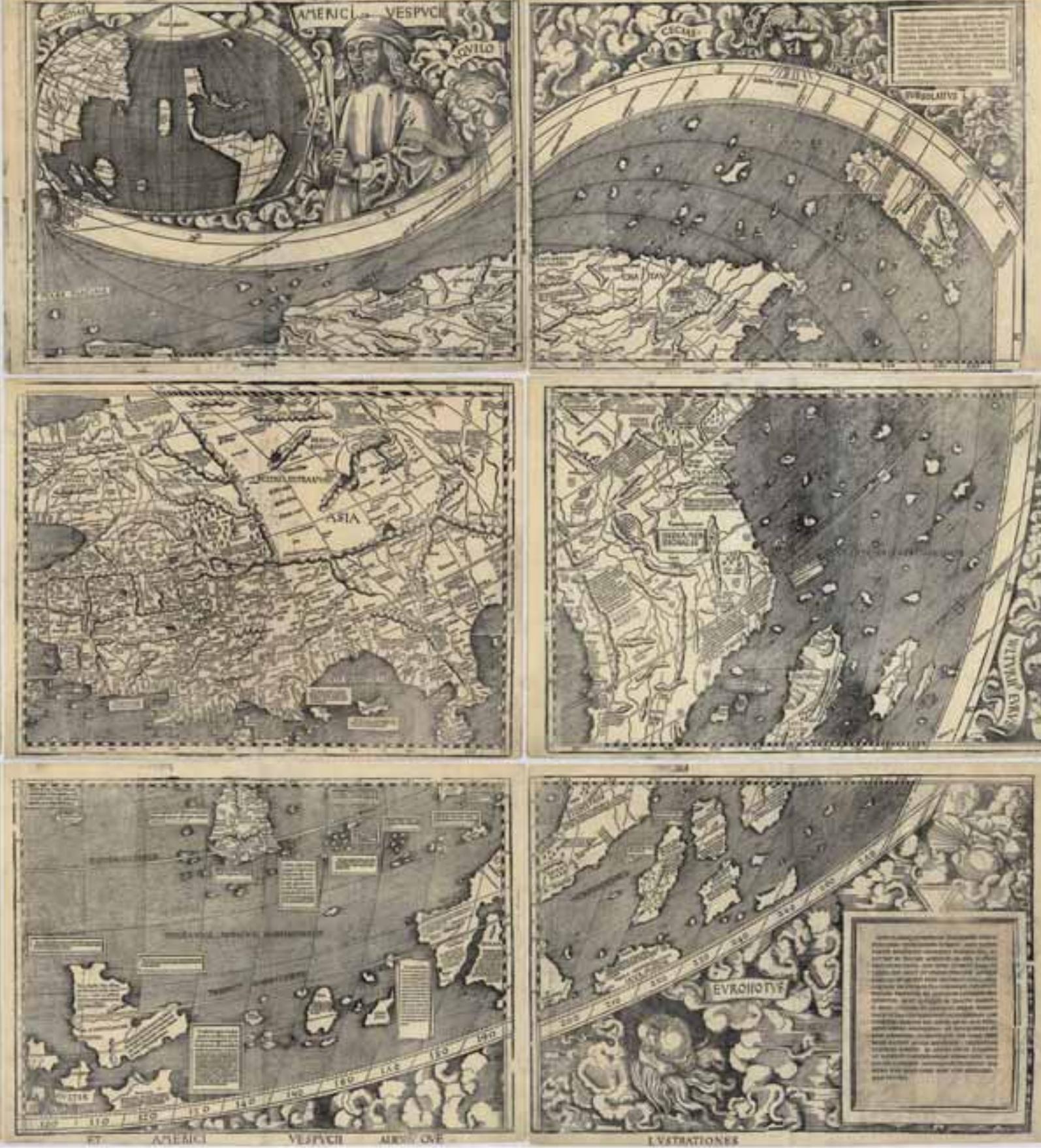
Identitätsstiftende Abgrenzung von den USA84

Amerika in Stichpunkten



kurz-fundiert92





25. April 1507 – Taufstag Amerikas

Die Prägekraft einer Namensgebung

STEFAN RINKE

Wer die Macht über Namen besitzt, besitzt Macht in der Welt. In übertragenem Sinn wurde dies deutlich, als 2001 in Deutschland heftige Diskussionen entbrannten um den Verkauf des einzigen erhaltenen Original Exemplars der großen Weltkarte Martin Waldseemüllers an die Library of Congress in Washington. Viele Beobachter beklagten damals den Verlust eines Teils des europäischen Kulturerbes. Demgegenüber bezeichnete sich die US-amerikanische Nationalbibliothek stolz als „natürlichen Aufbewahrungsort“ dieses „Taufscheins“ Amerikas. Warum ist das Interesse an diesem Taufakt nach wie vor so groß, dass ein Kartenblatt mit der Ersterwähnung des Namens Amerika erst vor zwei Jahren bei Christie's den Höchstpreis für ein Blatt Papier erzielte?

Die Dokumente, um die es geht, erschienen am 25. April 1507 in der kleinen Vogesenstadt St. Dié. Es handelte sich um eine Schrift und zwei Karten, die das Weltbild einschneidend und langfristig verändern sollten, denn sie enthielten die „Taufscheine“ Amerikas. Die aus Sicht der Europäer „neu entdeckte“ Welt erhielt nicht – wie die Kontinente der Alten Welt – den Namen einer griechischen Sagengestalt oder einer Himmelsrichtung und auch nicht den ihres ersten „Entdeckers“ Kolumbus.

Die Frage, warum Amerika Amerika und nicht Kolumbia heißt, hat seit Alexander von Humboldt Generationen von Forschern beschäftigt. Nicht nur, weil die

Warum Amerika und nicht Kolumbia?

Ursprünge des Namens an sich von Interesse sind, sondern weil der Bedeutungswandel im Laufe von fünf Jahrhunderten bis in die Gegenwart frappant ist. Was ist das Besondere an einem Namen? In der Regel sucht man ihn sich nicht selbst aus, doch begleitet er einen ein Leben lang und bezeichnet das individuelle Wesen. Er soll uns von den anderen unterscheiden und ist daher für unsere Identität von zentraler Bedeutung. Nun handelt es sich bei „Amerika“ um einen besonderen, einen geographischen Namen, der einen Teil der Welt bezeichnet. Für diejenigen, die ihn erfanden, ließ der Name den Weltteil damit überhaupt erst als individuelle Einheit denkbar werden. Im Akt der Namensgebung Amerikas liegt ein Akt der Welterfassung und -deutung, der zu Recht als Umbruch und Neubeginn bewertet wurde und gedeutet wird.

Die Entdeckung und Erfassung der „Neuen Welt“ gilt als Beginn der Neuzeit – und der Florentiner Kaufmann Amerigo Vespucci, nach dem Amerika benannt wurde, war der Erste, der weit vernehmbar davon sprach. Dadurch entstand die Idee des „Westens“, des Okzidents, dessen vorgelagerte Peripherie die neu gefundenen

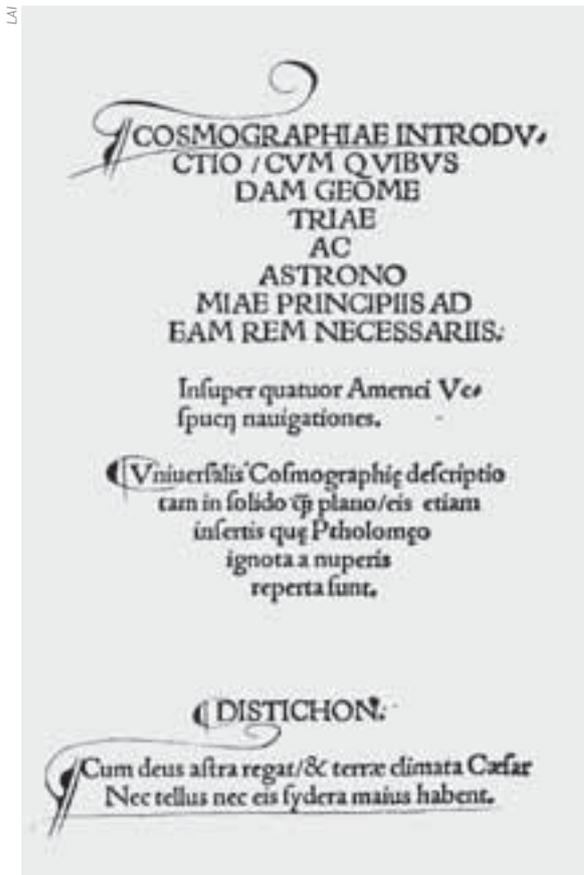
Länder jenseits des Ozeans waren. Mentale und reale Landkarten veränderten sich damit unwiederbringlich. Das macht die Beschäftigung mit dieser Namensgebung so interessant. Die neu benannte Region „Amerika“ und ihre Bewohner hatten sich ihren Namen nicht ausgesucht. Es dauerte lange, ehe die Menschen in Amerika etwas mit diesem Toponym anfangen konnten und es selbst verwendeten. Die Namensgebung erfolgte von außen, von Europa, das sich mit diesem Taufakt quasi selbst die Deutung der Welt anmaßte. Die Tatsache, dass sich der Name durchsetzte und haften blieb, hat wiederum etwas mit Machtverhältnissen zu tun. Sprachbeherrschung, kartographische Erfassung und Weltherrschaft gingen Hand in Hand mit der europäischen Expansion in der Neuen Welt. Sie waren die dunkle Seite des Aufbruchs der Moderne im Zeitalter der Renaissance. Das Zeichnen von Karten stellte einen Akt symbolischer Besitzergreifung dar. Er ging oftmals einher mit dem Umbenennen der vorhandenen indigenen Ortsbezeichnungen. Das geschah in der Regel quasi als selbstverständlicher Akt, der keiner Begründung bedurfte, handelte es sich in der Vorstellung vieler Europäer doch um „herrenloses

Namensgebung und Hintergründe

Amerigo Vespucci: Nach dem Florentiner Kaufmann wurde Amerika benannt.



Bridgeman Berlin



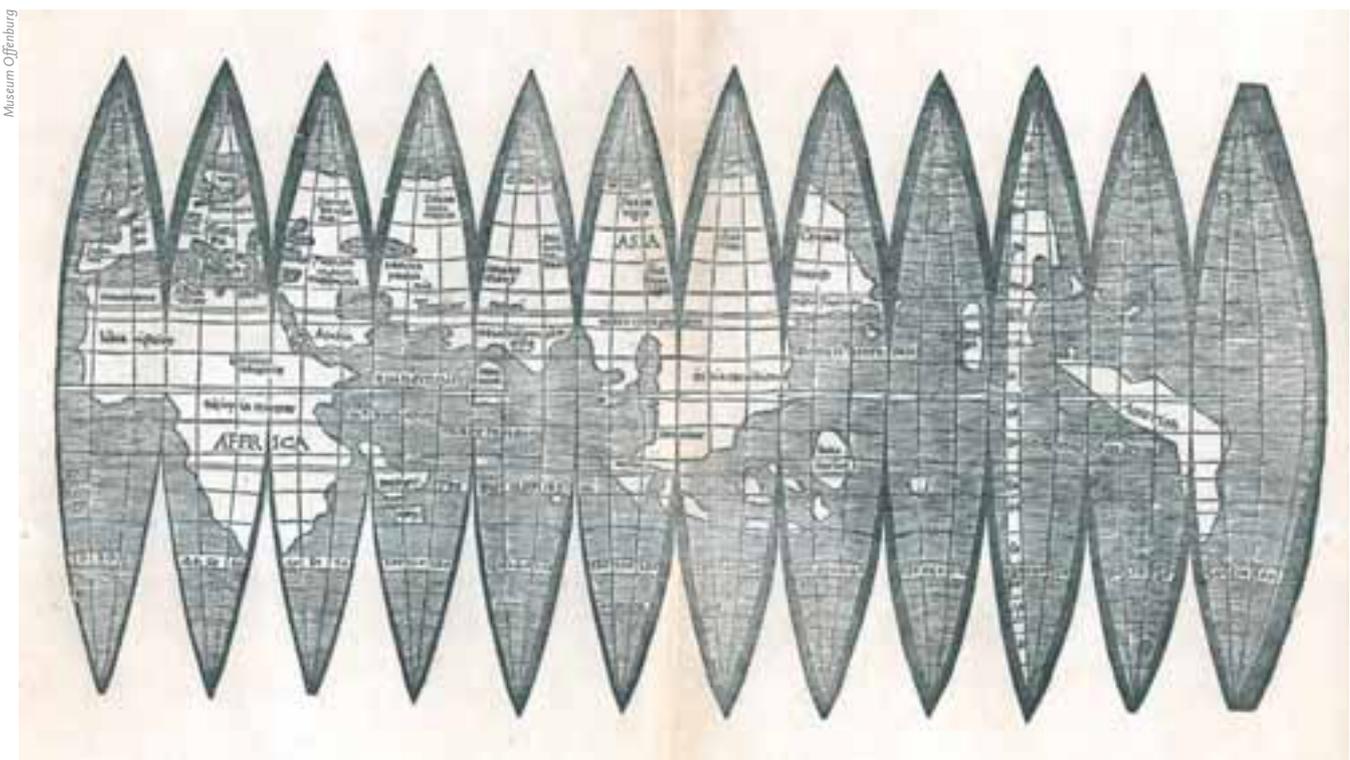
Die Publikation „Cosmographiae Introductio“ stand an der Schnittstelle zwischen Mittelalter und Neuzeit und war im wahrsten Sinne des Wortes eine Einführung in die Weltkunde.

Land“. Die Geschichte des Namens „Amerika“ ist immer auch die Geschichte der Vorstellungen und Konzepte, die sich damit verbanden.

Das, was spätere Generationen als den Taufakt Amerikas ausgemacht haben, war eine Publikation, die den neuen Namen erstmals verschriftlichte und gleichzeitig visualisierte. 1507 erschien die Erstausgabe der „Cosmographiae Introductio: cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis; Insuper quatuor Americi Vesputii navigatione; Universalis Cosmographiae descriptio tam in solido quam plano eis etiam insertis quae Ptholomaeo ignota a nuperis reperita sunt“. Die Publikation erschien an der Schnittstelle zwischen Mittelalter und Neuzeit. Sie war – wie der Titel sagt – eine Kosmographie: im wahrsten Sinne des Wortes also eine Einführung in die Weltkunde. Es ging um eine Weltbeschreibung, das heißt eine Beschreibung, die Erde und Weltall im Blick hatte, und damit ein Weltbild vermittelte. Die Publikation bestand aus vier Teilen: einer lateinischen Einführung aus neun Kapiteln, einer kleinen Globussegmentkarte zum Montieren auf eine Kugel, einer großformatigen Wandkarte und den Berichten des Amerigo Vespucci in einer lateinischen Ausgabe.

Es handelte sich um ein ehrgeiziges Unterfangen, eine anspruchsvolle multimediale Präsentation. Die „Cosmographiae Introductio“ übertraf durch ihre Erscheinungsweise und ihren Inhalt die traditionellen Kos-

Waldseemüllers Globussegmentkarte „Cosmographiae Introductio“: Bei diesem erst 1993 entdeckten Stück handelt es sich um eines von derzeit vier bekannten erhaltenen Exemplaren.



mographien bei Weitem. Das Werk war ein Verkaufschlager: Allein im Erscheinungsjahr 1507 wurden vier Auflagen verlegt, denen später zahlreiche weitere folgten. Man vermutet, dass schon die große Weltkarte in einer Auflage von 1.000 Stück erschien – eine gigantische Menge für die damalige Zeit.

Wer waren die Urheber von Schrift und Kartenwerk? Unumstritten ist, dass es sich dabei um eine Gruppe von Gelehrten mit Namen „Gymnasium Vosagense“ handelt, die sich im Umfeld Herzog René II. von Lothringen (1473–1508) in St. Dié aufhielt. Vom Geist der Renaissance inspiriert, eiferte der Herzog mit der Förderung

Gelehrte des „Gymnasium Vosagense“

der Wissenschaft den italienischen Vorbildern nach. Dem „Gymnasium Vosagense“ gehörten die jungen Humanisten Martin Waldseemüller (1470/75–1518/21) und Matthias Ringmann (1482–1521) an. Heute hat sich die Auffassung durchgesetzt, dass Ringmann für den anonym erschienenen Textteil, Waldseemüller dagegen für die Karten verantwortlich zeichnete.

Was aber war das umwälzende Neue an diesem Werk? Es griff nicht nur die damals bereits weithin akzeptierte Kugelgestalt der Erde auf, sondern – und das ist in diesem Zusammenhang entscheidend – es bildete die neu entdeckten Gebiete als eigenständigen Weltteil ab und schlug einen überraschenden Namen dafür vor. Die „Cosmographiae Introductio“ erwähnt im siebten Kapitel den Namen erstmals. Dort spricht Ringmann vom

„vierten Teil der Erde, den man, da Americus ihn gefunden hat, die Erde des Americus oder America von heute an nennen könnte“. Wenige Seiten später, im neunten Kapitel, begründete Ringmann den Vorschlag ausführlicher: „Nun sind diese Erdteile [Europa, Afrika und Asien] umfassender erforscht, und ein anderer vierter ist durch Americus Vesputius (wie im Folgenden zu hören) entdeckt worden. Ich wüsste nicht, warum jemand mit Recht etwas dagegen einwenden könnte, diesen Erdteil nach seinem Entdecker Americus, einem Mann von Einfallsreichtum und klugem Verstand, Amerige, nämlich Land des Americus, oder America zu nennen, denn auch Europa und Asien haben ihren Namen nach Frauen genommen.“ Waldseemüller nahm den Gedanken des Textes in den Karten explizit auf. So tauchte der Name „America“ für den neu gefundenen vierten Erdteil in der kleinen Globussegmentkarte auf.

Interessant ist dabei, dass der Name „America“ den bereits besser bekannten südlichen Teil der neuen Landmasse bezeichnet, nicht den Norden. Außerdem fällt auf, dass Nord- und Südamerika hier durch eine Meerenge getrennt erscheinen, was auf der großen Weltkarte (siehe rechts oben) nicht der Fall ist.

Auf der monumentalen Wandkarte wurde Waldseemüller noch deutlicher, öffnete er doch den Raum nach Westen. Er zeichnete ihn als von Wasser umgeben und stellte damit den Pazifischen Ozean dar, der erst 1513 von Europäern entdeckt werden sollte.

Ptolemäus ist auf der Wandkarte von Waldseemüller mit einem typischen Werkzeug der Kartographen abgebildet, dem Winkelmesser.



Library of Congress, Washington

Library of Congress, Washington



Martin Waldseemüllers große Weltkarte mit dem Titel „Universalis cosmographia secundum Ptholomaei traditionem et Americi Vespucii aliorumque lustrationes“ gilt als Taufschein Amerikas. Lange galt die Karte als verschollen, denn die wahrscheinlich 1.000 Exemplare der Erstauflage hatten dem Zahn der Zeit nicht widerstanden. Ein Exemplar wurde erst um die Wende zum 19. Jahrhundert von dem Geographen Josef Fischer auf Schloss Waldegg in Baden-Württemberg gefunden.

Diese Karte hat seit jeher viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Explizit stellte Waldseemüller in zwei Detailkarten – in der für das frühe 16. Jahrhundert typischen dekorativen Gestaltung des Rahmens am oberen Bildrand – zwei Weltbilder gegenüber: zum einen das alte

ptolemäische Weltbild, das davon ausgeht, dass die Erde im Zentrum des Universums steht, zum anderen das neue von Vespucci erweiterte Weltbild. Ptolemäus und Vespucci sind dort mit den Werkzeugen der Kartographen abgebildet – dem Winkelmesser und Zirkel. In

Vespucci wird mit dem Zirkel gezeigt, dem zweiten klassischen Werkzeug der Kartographen.

Library of Congress, Washington



den erläuternden Texten am linken und rechten Rand der Karte werden die bedeutenden Entdecker genannt, durch die hervorhebende Zeichnung in der Bildmitte wird deutlich, dass Waldseemüller Vespucci bevorzugt. Was hier geschah, war die bewusste Erweiterung des Weltwissens auf der Basis von Erfahrungen und Kenntnissen, die nun im Überfluss vorhanden waren und die das antike und mittelalterliche Wissen erweiterten. Warum aber Amerika und nicht Kolumbia? Der „eigentliche“ Entdecker Kolumbus starb 1506, ohne die Dimension seiner Entdeckung jemals begriffen zu haben. Der Florentiner Geschäftsmann und Seefahrer Amerigo Vespucci da-

Keine Insel – ein neuer Kontinent!

gegen hatte die Bedeutung seiner Entdeckung klar erkannt und anschaulich sowie detailliert darüber berichtet. Vespucci hatte vor 1500 an zwei der kleineren spanischen Entdeckungsfahrten teilgenommen. Nachdem er 1501 in portugiesische Dienste gewechselt war, fuhr er zur Erkundung der gerade erst entdeckten Ostküste Brasiliens aus.

Die Erkenntnisse einer siebenmonatigen Forschungsreise überzeugten Vespucci davon, dass es sich bei dem neu entdeckten Land nicht, wie man anfangs angenommen hatte, nur um eine Insel handelte, sondern um einen Teil einer Landmasse, um einen neuen Kontinent. In seinem zweiten schriftlichen Bericht an seinen Vorgesetzten, den Florentiner Bankier Lorenzo di Pierfrancesco de Medici, formulierte Vespucci die Idee einer „Neuen Welt“. Die ins Lateinische übersetzte Fassung dieses Briefes wurde Ende 1502 oder Anfang 1503 unter

dem Titel „Mundus Novus“ veröffentlicht. Die Authentizität und vor allem die Zahl der Reisen Vespuccis ist in der Forschung immer wieder angezweifelt worden. Unumstritten ist, dass Vespucci mit Blick auf die entdeckten Gebiete von einem neuartigen und auch der Antike unbekanntem, von Europa, Afrika und Asien getrennten vierten Kontinent spricht, den er explizit „Neue Welt“ nennt.

Voller Stolz verwies Vespucci auf die Überlegenheit der Empirie über die Vorgaben der antiken und mittelalterlichen Weltbilder. Vor allem die Nachricht von der Existenz der Antipoden galt als sensationell. Dass Vespuccis Briefe die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt fanden, lag auch an den ethnographischen Beschreibungen und den darin enthaltenen Schilderungen der Sexualpraktiken und des Kannibalismus der indigenen Bevölkerung, die man in Europa besonders begierig aufnahm. Stärker noch als einige Jahre später der „Cosmographiae Introductio“ fand der „Mundus Novus“ einen reißenden Absatz. Er erschien rasch in zahlreichen Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts setzten Zweifel an Vespucci ein: Einige Kritiker sprachen Vespucci wegen Unstimmigkeiten in den Berichten jegliche Glaubwürdigkeit ab und warfen ihm gar bewusste Aufschneiderei vor. Lange galt daher, dass die Namensgebung ein großer Fehler gewesen sei. Ob die Taufe auf den aus Vespuccis Vornamen abgeleiteten Namen Amerika begründet war oder nicht, bleibt dahingestellt. Unstrittig ist,

Der Humanist Sebastian Münster kopierte in seiner Studienzeit eifrig Waldseemüllers Amerikakarte. In seiner großen „Cosmographia“ von 1546 wählte er aber den Namen „Nüw Welt“, Neue Welt, und nicht Amerika.



Amerigo Vespucci – ein Aufschneider?

dass Vespuccis Leistung – im Gegensatz zu der des Entdeckers Kolumbus – in der Wahrnehmung und richtigen Konzeptualisierung des Neuen lag, auch wenn Vespucci noch keine genaue Beschreibung der neuen Welt liefern konnte. Doch in der Verbreitung der richtigen Erkenntnis vom Kontinentalcharakter der Entdeckungen, zumindest der portugiesischen im Süden, lag sein Beitrag zum Weltwissen. Die Gelehrten um Ringmann und Waldseemüller waren 1507 der Auffassung, dass Vespucci die Ehre des Namenspatrons verdient hatte. Allerdings lagen die Gründe für ihre Wahl wohl nicht in der Erkenntnis der Tragweite von Vespuccis „Mundus Novus“ für die geistige Entdeckung der Neuartigkeit und die Erweiterung des Weltbildes. Das war für die Zeitgenossen, die selbst an diesem Prozess beteiligt waren, noch nicht möglich. Andere Motive dürften zusammengewirkt haben, um die Namensfindung zu befördern: Zum einen sind

der Einfluss und die Wünsche Herzog Renés zweifellos nicht zu unterschätzen. Zum anderen lässt sich die Entscheidung auch auf die Strukturen der Kommunikationsnetzwerke jener Zeit zurückführen. Selbst die Autoren aus St. Dié waren sich ihrer Perspektive nicht unbedingt sicher. Waldseemüller selbst kamen kurze Zeit später Bedenken, und er verwendete den Begriff Amerika auf späteren Karten nicht mehr.

Wird man deshalb aber von der Korrektur eines bloßen Irrtums sprechen dürfen, dem Waldseemüller und seine Mitstreiter in der „Cosmographiae introductio“ aufgesessen

Korrektur eines Irrtums?

sind, als sie den Namen Amerika wählten? Der Sinneswandel Waldseemüllers zeigt jedenfalls, dass es durchaus gute Gründe gegen die Namensgebung der neu entdeckten Gebiete in der „Cosmographiae Introductio“ gegeben hatte. Waren die Namensgebung oder die Entdeckungsleistungen Vespuccis, auf die sie sich bezog, Ereignisse, die Geschichte schrieben? Sicherlich nicht. Wenn überhaupt, so gilt nicht die Namensgebung, sondern die „Entdeckung“ Amerikas durch Kolumbus 1492 im Nachhinein als Zeitenwende. Doch im Zeithorizont der Urheber der „Cosmographiae Introductio“ und ihrer zahllosen Rezipienten stellte es sich anders dar: Die Besonderheit des Dargestellten war unumstritten.

Auch wenn sie mit ihren Erkenntnissen und deren Verbreitung nicht die Ersten waren, so haben sich Vespucci und die Humanisten um Waldseemüller und Ringmann durch die Nutzung der frühneuzeitlichen Kommunikationsrevolution nachhaltig in das kulturelle Gedächtnis eingeschrieben. Mit ihnen wird die Horizont-Erweiterung europäischen Wissens endgültig festgeschrieben. Die Existenz des vierten Kontinents ließ sich danach nicht mehr nachhaltig bezweifeln, und sein neuer Name sollte sich langfristig durchsetzen.

„Amerika“ war immer mehr als nur ein Name auf einer Karte. Die Produktion der Karte und der gesamten „Cosmographiae Introductio“ vor 500 Jahren war ein Akt der Macht und formulierte einen Herrschaftsanspruch, indem das Werk ein Weltbild in Text und Bild als verbindlich darstellte. Die Menschen, die im inkaischen Tahuantinsuyu oder aztekischen Anáhuac lebten, spielten für die europäischen Gelehrten keine Rolle. Die Europäer benannten sich die Welt nach ihren Vorstellungen. Durch die Gegenüberstellung des neuen Kontinents und der hergebrachten, aus religiösen Vorstellungen erwachsenen Trias der Kontinente ergab sich eine quasi natürliche Hierarchie, aus der sich der koloniale Status Amerikas ableiten ließ. Doch schnell entwickelte der Name „Amerika“ ein Eigenleben nicht nur in Europa, sondern vor allem in Amerika selbst.

Macht und Herrschaftsanspruch

Prof. Dr. Stefan Rinke



Stefan Rinke studierte von 1985 bis 1990 Geschichte und Amerikanistik in Bamberg und in Bowling Green, Ohio, USA. Er wurde gefördert durch die Friedrich-Ebert-Stiftung (Graduiertenförderung). 1995 folgte die Promotion zur Geschichte Lateinamerikas an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Von 1996 bis 1998 erhielt er ein DFG-Postdoktoranden-Stipendium mit Forschungsaufenthalt in Santiago de

Chile und Washington D. C. Danach war er Visiting Assistant Professor for the Comparative History of the Americas and Europe, Tufts University (1998 bis 1999), im Anschluss bis 2005 Wissenschaftlicher Assistent/Oberassistent für Geschichte Lateinamerikas an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. 2003 Habilitation für Neuere und Neueste Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte Lateinamerikas (ebenda) mit dem Habilitationspreis der Eichstätter Universitätsgesellschaft. Seit 2005 ist er Professor für Geschichte Lateinamerikas an der Freien Universität Berlin und seit 2007 Vorsitzender des Lateinamerika-Instituts.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Lateinamerika-Institut
Geschichte Lateinamerikas
Rüdesheimer Str. 54–56
14197 Berlin
Tel.: 030 – 838 555 88
E-Mail: rinke@zedat.fu-berlin.de



MEXICO

GULF OF MEXICO

Veracruz

Campeche

Yucatan

Mexico

Puebla

Veracruz

Campeche

Yucatan

Mexico

Puebla

Veracruz

Campeche

Yucatan

Mexico

Puebla

Veracruz

MARIANNE BRAIG

Wer die Frage nach den politischen Grenzen des mexikanischen Staatsgebietes stellt, begibt sich auf heikles Terrain: Welche politische Heimat hat ein mexikanischer Migrant in Chicago, der auf beiden Seiten des Rio Grande an Wahlen teilnehmen und seine politischen Rechte wahrnehmen möchte? Die Antwort der Soziologin Stephanie Schütze: „La nación mexicana llega hasta donde estamos los mexicanos.“ Dass die mexikanische Nation sich auf jenes historisch zu Mexiko gehörende Territorium erstreckt, ist für den US-amerikanischen Politologen Samuel Huntington hingegen der Grund, von einer „Hispanic Challenge“ zu sprechen. Er warnt vor dem „historical claim to U.S. territory“ oder der „Reconquista“, die rechte Gruppen in den USA schon lange anhand der Ausbreitung der „Latinos“ und der spanischen Sprache glauben belegen zu können.

Für viele Mexikaner, so auch für den mexikanischen Schriftsteller Carlos Fuentes, ist die heutige Grenze zu den USA eine „offene Wunde“: Sie steht für den Verlust eines Drittels des mexikanischen Staatsgebietes.

Einige Chicanos, wie die in den USA lebenden Mexikaner bezeichnet werden, teilen wiederum den Traum von Charles Truxillo, Professor für Chicano Studies an der University of New Mexico. Truxillo sieht in der dauerhaften Anwesenheit der spanisch-mexikanischen Sprache und Kultur sowie der verstärkten Präsenz von „Latinos“ in den USA gar einen dritten Staat zwischen den USA und Mexiko entstehen. Seine Vision einer „República del Norte“ ist die einer souveränen hispanischen Nation, die sich vom Pazifik bis zum Golf von Mexiko erstreckt, und von US-amerikanischer Seite die Bundesstaaten Kalifornien, Arizona, New Mexico, Texas und Colorado umfasst, von mexikanischer Seite die Bundesstaaten Baja California, Sonora, Chihuahua, Coahuila, Nuevo Leon und Tamaulipas. Regiert werde von der neuen Hauptstadt Los Angeles – ein Szenario, mit dem man etwa im Jahr 2080 rechnen könne.

Wer auf die Frage, wo genau Mexiko liegt, in der Geografie sucht, findet auch hier keine eindeutige Antwort. Die einen definieren Mexiko als einen Staat in Nordamerika, der im Norden an die Vereinigten Staaten, im Süden an Belize und Guatemala grenzt – umgeben vom Pazifik im Westen und vom Golf von Mexiko im Osten. Andere behaupten mit Verweis auf die spanischen Sprach- und Kulturräume, dass Mexiko ein Staat in Mittelamerika sei. Nimmt man weitere Sprachgruppen und deren kulturelle Praktiken hinzu, werden vielsprachige und multiethnische Räume sichtbar, in denen vor, neben und mit den Europäern Azteken, Chichime-

ken, Huasteken, Maya, Mixteken, Olmeken, Purépecha, Tolteken, Totonaken oder Zapoteken lebten und leben. Klassifiziert man deren vielschichtige kulturelle Dynamiken nach ethnografischen Phänomenen, entsteht ein Raum, den der deutsche Anthropologe und Philosoph Paul Kirchhoff

Keine eindeutige geografische Verortung

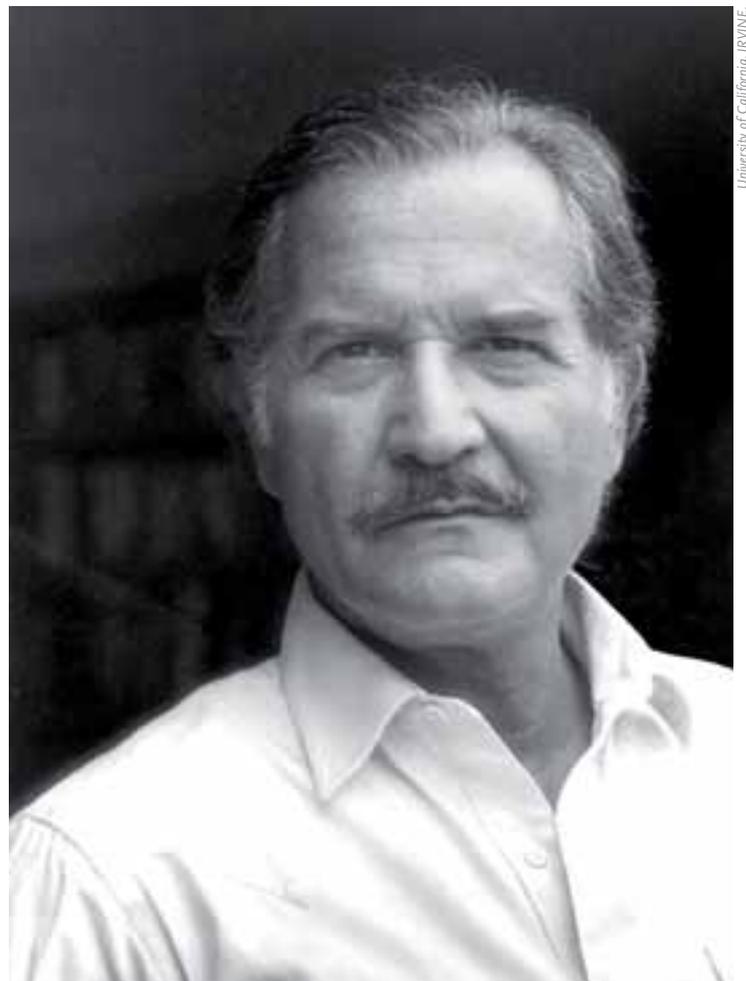
1943 als „Mesoamerika“ bezeichnete. Offensichtlich überlagern und verschränken sich hier unterschiedliche sprachliche und kulturelle Ausdrucksformen. Ihre Mischformen werden von Kulturwissenschaftlern wie dem argentinischen Soziologen Néstor García-Canclini als Ausdrucksformen von Hybridität und transnationalen Kulturen erfasst.

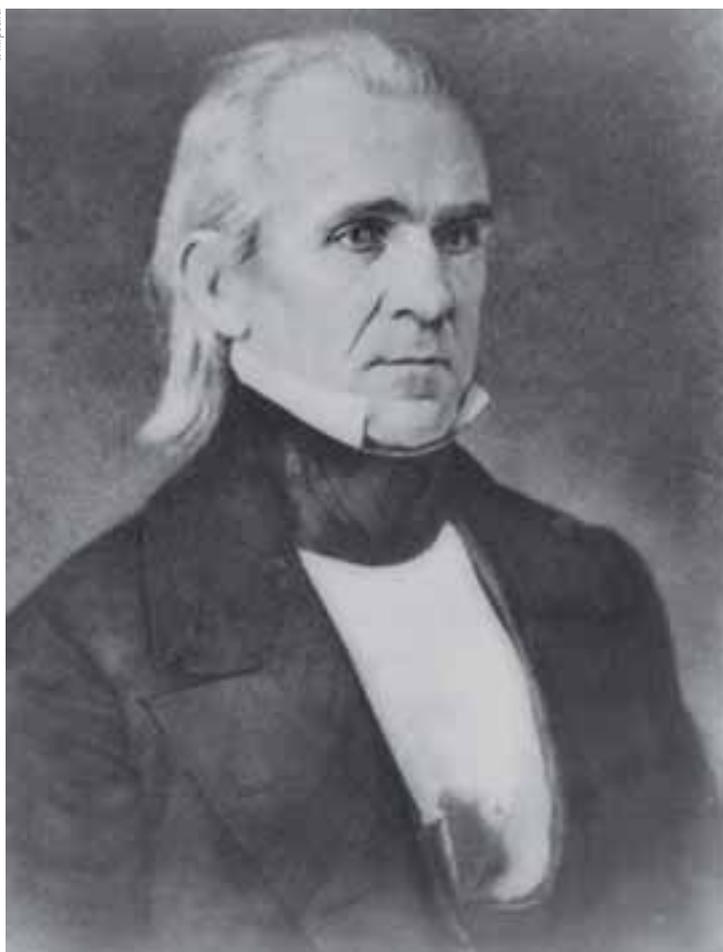
Trotzdem setzten sich auch räumliche Vorstellungen mit der Konstruktion des Nationalstaates oder Lateinamerikas als Kulturraum durch. In Mexiko geht damit die Verdrängung anderer, indianischer und mesoamerikanischer Kulturräume einher – die Verdrän-

Indianische und mesoamerikanische Kulturräume

gung ins Museum. Außerhalb der Museen überleben diese Kulturräume in der Vorstellung eines „México profundo“, einer „verleugneten Zivilisation“, wie der

Für den mexikanischen Schriftsteller Carlos Fuentes ist die heutige Grenze zu den USA eine offene Wunde.





Der elfte US-Präsident James K. Polk setzte sich erfolgreich gegen die vollständige Besetzung Mexikos durch.

mexikanische Anthropologe Guillermo Bonfil schreibt. In der nationalstaatlichen Konstruktion des mexikanischen, spanisch sprechenden „Mischlings“ haben die „Amerind“ die „American Indians“ keinen Platz – auch nicht in der von Intellektuellen des Subkontinents bevorzugten Konstruktion „Lateinamerikas“ als eigenen Kulturkreis.

Für die Vorstellung von einer mexikanischen Nation sind es jedoch weniger die „Indios“, von denen es sich abzusetzen gilt. Indios könnten – so glaubten es nach der mexikanischen Revolution der Bildungsminister José Vasconcelos und seine Lehrer – durch Kulturmissionen zu Mexikanern erzogen, wenn nicht gar

bekehrt werden. Gravierender schien die Differenz zur angelsächsischen Welt des nördlichen Nachbarn, die auf handfesten Erfahrungen von Verlust und Gewalt basierte. Bereits 1811 legalisierte der US-Kongress nachträglich die Besetzung spanischen Territoriums durch anglo-amerikanische Siedler. 1845 annektierten die USA Texas, und im Krieg gegen Mexiko verschoben sie zwischen 1846 und 1848 ihre Staatsgrenze im Süden bis zum Rio Grande.

Auch nördlich des Grenzflusses betonte der damalige US-Präsident James K. Polk die kulturellen Differenzen und warnte nach der erfolgreichen Aneignung großer Teile des mexikanischen Territoriums entschieden vor einem weiteren Vordringen in das „Herz Mexikos“. Er setzte sich erfolgreich gegen diejenigen Stimmen durch, die ganz Mexiko besetzen wollten, indem er neben den finanziellen Risiken auch vor den kulturellen Unterschieden warnte – und damit den Rio Bravo, beziehungsweise den Rio Grande, als geokulturelle und territoriale Grenze der USA markierte.

Auch der französische Aristokrat Alexis de Tocqueville beobachtete vor mehr als 160 Jahren zwei sehr unterschiedliche Amerikas. In seinem Werk „Über die Demokratie in Amerika“ schreibt er über die Unterschiede:

„Im Süden stößt man auf eine Zauberwelt, für die Bedürfnisse des Menschen bereitet oder zu seiner Lust bestimmt, um die Zukunft brauchte man sich kei-

Der Damm zwischen den Amerikas

ne Sorgen zu machen, und die tödlichen Gefahren bemerkte man nicht“. Ein ganz anderes Bild bot Nordamerika: „Hier war alles streng, ernst, feierlich; es schien, als sei es zum Wohnsitz des Geistes bestimmt, wie das andere zur Heimat der Sinne erkoren war.“

Alexis de Tocqueville ist es auch, der zusammen mit dem französischen Ökonom Michel Chevalier die Idee eines lateinischen, über Europa hinausgreifenden Kulturkreises unterstützte, und von einer „race latine“ spricht, die auch in außereuropäischen Regionen, insbesondere in Amerika, zu verorten sei. Zugleich warnte er vor einer Expansion der USA und vor der Gefahr eines Konflikts entlang der Grenze zwischen dem lateinischen und dem angelsächsischen Amerika. Mit der

work experience Praktikum & Sprachkurs weltweit

Fachpraktika USA - Wir helfen bei den notwendigen Formalitäten, Ein Plus für jeden Lebenslauf

Praktika mit und ohne Sprachkurs - Sie haben die Wahl: ob englisch, spanisch, französisch, italienisch, russisch - wir vermitteln Ihnen ein Ihren Vorstellungen entsprechendes Praktikum

Außerdem - Work & Travel, Freiwilligenarbeit, reine Sprachkurse sowie Sprachtraining für den Beruf

Wir beraten Sie gerne!

Münsterstr. 111 Tel. 0 25 06-83 03-0
48155 Münster Fax 0 25 06-83 03 230

www.carpe.de **carpe▲diem**
www.praktikum-usa.org Sprachreisen
TravelWorks





Annexion Texas' durch die USA 1845 sah man in Frankreich diese Befürchtungen bestätigt.

Frankreichs Außenminister François Pierre Guillaume Guizot formulierte in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, die „race latine“ nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika zu schützen. Sie sollte nicht unter das Joch der Angelsachsen kommen: „Qu'elle ne tombe pas sous le joug, et ne soit pas dévorée par la race anglo-américaine.“ Doch erst unter der Herrschaft Louis Bonapartes, im „Seconde Empire“, wurde „Latinität“ in Frankreich zunehmend politisiert und mit geostrategischen Überlegungen verbunden.

Die Konstruktion einer transatlantischen „race latine“ erlebte mit der französischen Intervention in Mexiko (Januar 1862 bis März 1867) ihr geostrategisches Fiasco: Sie endete am 19. Juni 1867 mit der Hinrichtung des österreichischen Erzherzogs Maximilian, dem jüngeren Bruder des Kaisers von Österreich. Der Anlass für das koloniale Abenteuer waren kommerzielle Interessen Frankreichs, etwa die Eintreibung von Schulden.

Die weiteren geopolitischen Motive Frankreichs zielten jedoch eindeutig darauf, im Wettlauf mit den USA schneller zu sein und den Einfluss Frankreichs in Mexiko zu verankern, bevor die USA die Vorherrschaft über

Schneller sein als die Vereinigten Staaten

den ganzen Kontinent erlangen konnten. Die Gelegenheit schien günstig: Die USA waren während ihres Bürgerkrieges seit 1861 weitgehend handlungsunfähig und konnten, selbst wenn sie gewollt hätten, ihre 1823 gegen die europäischen Kolonialmächte formulierte Monroe-Doktrin nicht militärisch durchsetzen. Die USA warnen das monarchistische Frankreich davor, sich in Mexiko einzurichten – eine Warnung, die von Napoleon III. öffentlich gering geschätzt werden konnte. In seinem Schreiben an den französischen General Federico Forey vom 3. Juli 1862 heißt es:

„Beim gegenwärtigen Stand der Weltzivilisation ist der Reichtum Amerikas für Europa nicht gleichgültig, denn davon ernährt sich unsere Industrie und lebt unser Handel. Wir sind daran interessiert, dass die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und wohlhabend ist, doch haben wir kein Interesse, dass sie sich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtigt, um von dort aus die Antillen und Südamerika zu beherrschen und die einzige Ausgabestelle für Produkte aus der Neuen Welt wird. Wenn sie einmal Mexiko und damit Zentralamerika und damit den Durchgang zwischen zwei Meeren beherrscht, wird es in Amerika keine andere Macht mehr als die Vereinigten Staaten geben. Wenn es uns im Gegenteil gelingt, eine stabile Regierung mit den Waffen Frankreichs zu konstituieren, werden wir einen Damm gegen die Überflutung aus den Vereinigten Staaten besitzen.“

Legitimiert wurde das militärische Abenteuer Napoleons III. mit der Behauptung, einen gemeinsamen lateinischen Kulturkreis beschützen zu müssen. Zugleich bemühte man sich auch mit wirtschaftspolitischen Maßnahmen um eine stärkere Integration. Die Zoll-Union der lateinischen Länder und die Gründung einer „Union monétaire latine“ 1865 in Paris waren jedoch ebenso wenig erfolgreich wie die militärische Intervention in Mexiko. Ende des 19. Jahrhunderts war das mit der französischen Außenpolitik eng verbundene Projekt der „Latinität“ gescheitert. Allerdings bedeutete dies in keiner Weise das Ende des Begriffs „Latinität“. Im Gegenteil: Durch die Aneignung im Diskurs lateinamerikanischer Intellektueller erhielt der Begriff „Lateinamerika“ eine neue Bedeutung. Dieser erfährt eine bis heute andauernde Karriere und Ausweitung und reicht mit der Zuschreibung „latino“ weit in den Norden Amerikas hinein. Ganz gleich, wie und wo man Mexiko verortet, stets wird auf den Nachbarn im Norden verwiesen. Fast niemand kommt ohne das bekannteste Zitat des mexikanischen Diktators Porfirio Díaz aus, der das Schicksal des katholischen Landes stärker von den USA als von Gott geprägt sah: „Pobre México, tan lejos de Dios y tan cerca de los Estados Unidos“. Damit wird zugleich die Differenz und

Der mexikanische Diktator Porfirio Díaz sah das Schicksal seines katholischen Landes stärker von den USA als von Gott geprägt: „Pobre México, tan lejos de Dios y tan cerca de los Estados Unidos.“

Der mexikanische Diktator Porfirio Díaz sah das Schicksal seines katholischen Landes stärker von den USA als von Gott geprägt: „Pobre México, tan lejos de Dios y tan cerca de los Estados Unidos.“

Der mexikanische Diktator Porfirio Díaz sah das Schicksal seines katholischen Landes stärker von den USA als von Gott geprägt: „Pobre México, tan lejos de Dios y tan cerca de los Estados Unidos.“

Der mexikanische Diktator Porfirio Díaz sah das Schicksal seines katholischen Landes stärker von den USA als von Gott geprägt: „Pobre México, tan lejos de Dios y tan cerca de los Estados Unidos.“



wikipedia

Militärische Abenteuer Napoleons

Vom Sprecher der „Dritten Welt“ zum Schleusenraum

Abhängigkeit erfasst, in der sich mexikanische Politik und Gesellschaft bewegen. Die mexikanische Republik hat sich seit ihrer Gründung stets als souveräner Staat und nicht als Damm zwischen Nord- und Südamerika gesehen, um lange Zeit die Abhängigkeit zu überspielen. Nach der Vertreibung der napoleonischen Truppen, und erst recht nach der Revolution (1910 bis 1917) beruhte das außenpolitische Verständnis der Republik auf der „Doctrina Juárez“, die das Selbstbestimmungsrecht der Nationen einfordert. In den 1970er Jahren verstärkten sich die Bemühungen, nicht als Vorhof der USA zu gelten und eine eigenständige Außenpolitik zu betrei-

ben. So positionierte sich Mexiko in dieser Zeit nicht nur als Teil Lateinamerikas, sondern ganz bewusst auch als Teil der „Dritten Welt“ – und versuchte sich als Sprecher der „Blockfreien“ für die damit verbundenen Interessen zu profilieren.

Umgekehrt sahen die USA viele Jahre distanziert und beinahe irritiert auf den südlichen Nachbarn, der sich aus amerikanischer Warte undankbar, fast feindlich verhielt – und das trotz der schon lange vor dem Nordamerikanischen Freihandelsabkommen (NAFTA) bestehenden engen wirtschaftlichen Verflechtungen und der wachsenden Migration. Der damalige US-amerikanische Botschafter in Mexiko, John D. Negroponte, hoffte schon zu Beginn der NAFTA-Verhandlungen auf eine pro-amerikanische Neuorientierung der mexikanischen Außenpolitik. Lautstark beklagte er: „Obwohl auch früher schon 60 bis 70 Prozent des mexikanischen Außenhandels mit den Vereinigten Staaten abgewickelt wurden, musste man bei Debatten in den Vereinten Nationen oder in Gesprächen über die Zukunft Mittelamerikas den Eindruck gewinnen, beide Staaten seien ‚Erzfeinde‘. Jetzt hingegen ist die übliche ‚demagogische Rhetorik der Dritten Welt‘ einer ‚in internationalen Fragen verantwortungsbewussteren Position‘ gewichen.“ Tatsächlich ist es den USA gelungen, Mexiko ökonomisch nicht nur über die nordamerikanische Freihandelszone, son-

**Viele Jahre distanziert
und beinahe irritiert**

Prof. Dr. Marianne Braig

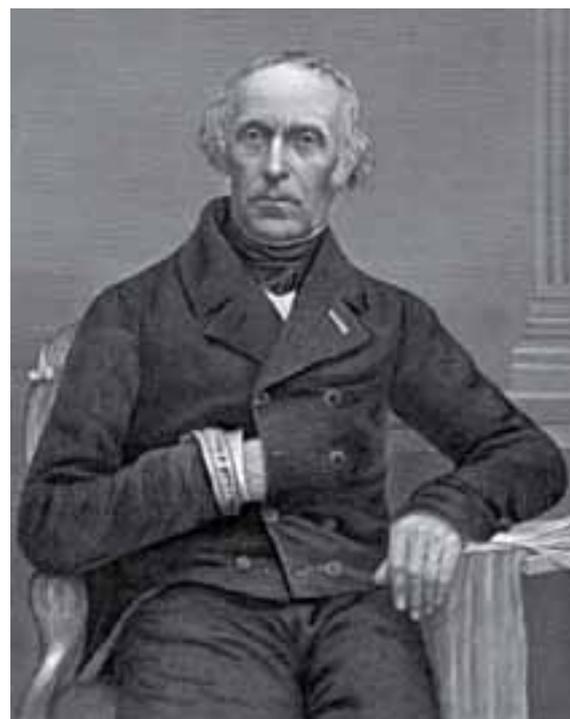


Marianne Braig ist seit 2002 Professorin für Politikwissenschaft am Lateinamerika-Institut (LAI) der Freien Universität, von 2003 bis 2006 war sie dessen Direktorin. Seit der Gründung des Center of Area Studies ist sie eine der Ansprechpartnerinnen. Nach Berlin kam sie aus Frankfurt, wo sie von 1997 bis 2002 Hochschuldozentin für Politikwissenschaft im Bereich Internationale Beziehungen an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität (Frankfurt am Main) war. Zuvor war sie als Wissenschaftliche Assistentin und Gastwissenschaftlerin tätig, unter anderem in Chile, Mexiko und Brasilien. Die Promotion erfolgte 1989, die Habilitation 1999. Seit 1977 reist Marianne Braig regelmäßig für Forschungs- und Lehrzwecke nach Lateinamerika, vor allem nach Mexiko, wo sie auch an der UNAM studiert hat. Forschungsschwerpunkte sind unter anderem: geschlechtsspezifische Segmentierung des Arbeitsmarktes, vergleichende Sozialpolitik, Transformation und Entwicklung in Lateinamerika. Derzeit untersucht sie Probleme von Staatlichkeit in Staaten mit begrenzter Reichweite. Sie ist unter anderem am SFB 700 der Freien Universität „Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit“ beteiligt und leitet mit Ruth Stanley das Teilprojekt C3 – „Öffentliche Sicherheit als Governance: Policing in Transformations- und Entwicklungsländern“. Zusätzlich ist sie seit 2002 wissenschaftliche Leiterin der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung der Freien Universität.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Lateinamerika-Institut
Politikwissenschaft
Rüdesheimer Str. 54–56
14197 Berlin
Tel.: 030 – 838 530 94
E-Mail: mbraig@zedat.fu-berlin.de

Frankreichs Außenminister François Pierre Guillaume Guizot formulierte die Notwendigkeit, die „race latine“ auch in Amerika zu schützen, damit sie nicht unter das Joch der Angelsachsen käme.



University of Texas Libraries



dern auch geostrategisch in die hemisphärische Konstruktion eines neuen „North America“ einzubeziehen. Dieses neue „North America“ ist Teil einer veränderten Perspektive auf die Amerikas, ein Blick, der den Kontinent aufteilt und Mexiko die Funktion eines Schleusen- und Grenzraumes gegenüber Südamerika zuweist.

Das mexikanische Territorium wird auf verschiedene Weisen eingebunden: Seit 1994 ermöglicht die nordamerikanische Freihandelszone NAFTA eine ökonomisch selektive Öffnung, die der freien Beweglichkeit von Waren und Dienstleistungen verpflichtet ist, aber

Freie Beweglichkeit von Waren – nicht von Menschen

gleichzeitig die freie Beweglichkeit der Menschen einschränkt. Aus Sicht des US-

amerikanischen Verteidigungsministeriums gehört Mexiko seit 2002 zum „Northern Command“ und bildet damit einen Teil der „homefront“. Ins Visier geraten vor allem Individuen: Es geht um die Kontrolle illegaler Bewegungen von Menschen und Waren, von Migranten, Terroristen und Drogen.

Legitimiert durch verschiedene Sicherheitsdiskurse in den 1990er Jahren wurden riesige Ressourcen für Programme wie „Operation Gatekeeper“ in Kalifornien,

„Operation Hold-the-Line“ in Texas und „Operation Safeguard“ in Arizona mobilisiert, und im Rahmen des „Plan Sur“ der mexikanische Süden in einen befestigten Grenzraum verwandelt. Der Erfolg des „Rebordering“ einer lange Zeit relativ offenen Grenze zwischen den USA und Mexiko ist gering und empirisch kaum festzustellen. Trotz deutlich verstärkter Grenzkontrollen, technischer Aufrüstung und Mauerbau steigt die Zahl der spanisch sprechenden Bevölkerung in den USA – und das, obwohl immer mehr Grenzgänger aufgegriffen und zurückgeschickt werden.

Zwischen 1990 und 2000 ist die „Hispanic Population“ in den USA um 60 Prozent gewachsen, viermal mehr im Vergleich zur Gesamtbevölkerung. Als Hispanic Population erfasst das „US Census Bureau“ spanisch sprechende Personen, egal, ob sie in Lateinamerika geboren sind oder aus früheren spanischen Kolonien stammen, die seit dem 19. Jahrhundert zu den USA gehören. Diese nach ihrer Sprache zusammengefasste Gruppe wird seit der Veröffentlichung der Bevölkerungsdaten im Jahr 1980 in der Öffentlichkeit als die größte und am schnellsten wachsende Minderheit diskutiert. In einigen Kreisen wird sie sogar als Gefahr für die an-

Der Rio Bravo beziehungsweise der Rio Grande wirkt als geokulturelle und territoriale Grenze zwischen Mexiko und den USA.



Stockphoto



Zwischen 1990 und 2000 ist die „Hispanic Population“ in den USA um 60 Prozent gewachsen, viermal mehr im Vergleich zur Gesamtbevölkerung.

glo-amerikanische Kultur gesehen. Im öffentlichen Diskurs werden die Differenzen innerhalb der äußerst heterogenen Hispanic Population allerdings eingebettet. Die sprachlichen, religiösen, ethnischen und sozialen Differenzen der Arbeitsmigranten, ob legal oder „indocumentados“, werden bei dieser Debatte ebenso verdrängt wie die historischen Unterschiede – nämlich das Wissen darüber, dass große Teile des Südens der USA zunächst zum spanischen Kolonialreich oder zum unabhängigen Mexiko gehörten. Ausgeblendet wird auch die Geschichte der Puertoricaner, die seit 1917 US-Bürger sind. Das Gleiche gilt für die im Zuge der kubanischen Revolution nach Florida migrierten Kubaner.

Konstruktion der Hispanics-Latinos

Sie alle gehen in der Konstruktion der „Hispanics-Latinos“ auf. Die verschiedenen Zuwanderer-Gruppen haben ganz unterschiedliche Formen entwickelt, sich ihre Rechte in einem transnationalen Raum zu erstreiten, und damit die Gestaltung dieses Raums selbst zur Diskussion zu stellen.

Aus einer „Perspektive von unten“ wird nicht allein eine räumliche Trennung oder Abspaltung wahrgenommen, sondern die Herausbildung transnationaler und transkultureller Netzwerke. Transmigrationsprozesse ziehen demnach nicht allein Verbindungslinien zwischen indianischen Dörfern im Süden und ländlichen Regionen oder städtischen Slums weit im Norden, sondern verändern die Räume an den Staatsgrenzen; am deutlichsten zu erkennen an den wachsenden „twin cities“ entlang der US-mexikanischen Grenze, in denen Unterschiedliches koexistiert und sich verbindet. Doch sogenannte „zonas de negociación transnacional“ oder „terrenos disputados“ entstehen auch weit darüber hinaus in den Kernregionen des Nordens – nicht nur in Miami, sondern auch in Chicago und New York. Sie verändern die politischen Räume und schaffen neue mentale Landkarten weit jenseits nationalstaatlicher Grenzziehungen.

Der damalige US-amerikanische Botschafter in Mexiko, John D. Negroponte, hoffte schon zu Beginn der NAFTA-Verhandlungen auf eine proamerikanische Neuorientierung der mexikanischen Außenpolitik.



www.state.gov

<p>Kopernikusstraße 20 10245 Berlin-Friedrichshain Tel.: 42 78 00 78 Fax: 4 22 53 45</p> <p>Montag bis Sonntag 9 - 18 Uhr außer Feiertage</p>	<p>JEDE A4 s/w Digitalkopie 2,5 Cent A4 Farbkopie 15 Cent</p> <p>www.CopyPlanet-Berlin.de</p>	<p>Kastanienallee 32 10435 Berlin-Frenzlauer Berg Tel.: 4 48 41 33 Fax: 2 38 49 59</p> <p>Montag bis Freitag 9 - 18 Uhr</p> <p>Copyplanet@t-online.de</p>
---	--	---

PELIGRO
FIERROS
BAJO
DEL AUGA

DANGER
OBJECTS
UNDER
WATER

Von Macondo zu McOndo

Literarische Reflexionen der Amerikas im 20. Jahrhundert



ANJA BANDAU

Die Gründungsromane der Zeit der Unabhängigkeit Lateinamerikas im 19. Jahrhundert schufen vor allem nationale Eini-gungserzählungen in Abgrenzung von Europa. Die lateiname-rikanischen Entwürfe in Abgrenzung zu den USA entstanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts eher in der Essayistik, sowohl in Süd- und Zentralamerika als auch in der Karibik. Die litera-rische Produktion bis zum lateinamerikanischen Boom wurde auf jeden Fall von der Literaturkritik in eine kontinentale Per-spektive gestellt und im Hinblick auf eine eigenständige latein-amerikanische Literatur analysiert.

Mit den Prozessen der Globalisierung, der gewandelten Wahrnehmung des geopolitischen Raums durch Waren- und Wissensströme und durch die Bewegungen von Transmigranten zwischen ihrem Herkunftsort und ihrem Arbeits- und Lebensort verändert sich seit den 1980er Jahren der Blick auf Amerika. Die Trennung zwischen Nord und Süd verwischt zusehends. Insbesondere die Grenze zwischen den USA und Mexiko wird immer durchlässiger, den perfekten Bewachungs-methoden zum Trotz.

Die vermeintlichen Entitäten Latein- und Nordameri-ka werden unterwandert, das gestiegene Interesse an

den verschiedenen argentinischen, chilenischen, ku-banischen, zentralamerikanischen Diaspora-Gemein-schaften in den europäischen und amerikanischen Me-tropolen stützt diese Beobachtung. Die Positionen, von denen aus Amerika entworfen wird, haben sich ent-sprechend vervielfältigt.

Der Tendenz zur Abgrenzung hat sich am Ende des 20. Jahrhunderts eine Neuaneignung, eine Verschie-bung und Offenheit für den Dialog hinzugesellt. Dem einen Amerika, mit dem zumeist die **Tendenz zur Abgrenzung** USA und erst in zweiter Linie ein „ibe-roamerikanisches“ Amerika gemeint ist, stellen sich die „anderen“ Amerikas gegenüber, die Identitäts- und Raumentwürfe der ethnischen, politischen und ökono-mischen Minderheiten, das indigene Amerika (Amerin-dia), das Afro-Amerika in nationalen und supranatio-nalen Entwürfen.

Diese Prozesse finden Ausdruck in Aneignungen und Einschreibungen in die Namensgebung: América mit Akzent beschreibt nicht nur die Hispanisierung der USA, sondern entwirft auch einen transregionalen in-teramerikanischen Raum mit Süd-Nord-Ausrichtung; dem „Amerikkka kristianizante kolonizante kapitali-zante“ stellt der Chicano-Poet Alurista in der Hoch-konjunktur der Chicano-Bewegung in den 1960er Jah-ren Aztlán und Amerindia gegenüber; *L'autre Amérique*

Die Trennung zwischen Nord und Süd verwischt zusehends – vor allem die Grenze zwischen den USA und Mexiko wird immer durchlässiger.



Vincent Peilken

prägt der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Edouard Glissant als das Andere des weißen Amerikas.

Im ausgehenden 20. Jahrhundert haben zwei Regionen, die in Bezug auf ihren politischen und geostrategischen Einfluss als „Randgebiete“ Lateinamerikas gelten, konzeptionell an Bedeutung für das „Denken der Amerikas“ gewonnen: die Karibik und das Grenzgebiet zwischen Mexiko und den USA.

Der karibische Raum trägt eine Vielzahl theoretischer Modelle und Texte bei, um die transkulturellen Prozesse auf dem amerikanischen Kontinent zu beschreiben und die „eigene“ Identität als vernetzt und mit vielfältigen Bezügen zu verstehen (Poetik der Relationalität).

Der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Michael Dash plädiert 1998 in *The Other America* (in Anlehnung an Edouard Glissant) für eine hemisphärische Identität der Amerikas, die von der Karibik aus gedacht wird: Diese Region habe die Prozesse der Kolonisation und Dekolonisation und der damit verbundenen Transkulturation exemplarisch und in aller Schärfe durchlaufen. Obwohl die Region im Zusammenhang mit Lateinamerika oft vergessen oder ignoriert wurde und strategisch lange kein Gewicht hatte, hat sie Laborcharakter beim Kultur-

kontakt. Das archipelische Denken des Kubaners Antonio Benítez-Rojo beruht auf der Metapher des Archipels als „diskontinuierlicher Verbindung“ im geografischen ebenso wie im kulturellen und ökonomischen Sinn, als fragile Verbindung sowohl zwischen den Inseln der Karibik als auch zwischen den beiden Amerikas.

Alejo Carpentiers Wunderbar-Wirkliches („real maravilloso“) und Gabriel García Márquez' magisch-realistische Form der „Dorfliteratur“ sind zwei oft zusammengefasste Versuche, das Lateinamerikanische, genauer die lateinamerikanische Literatur nicht nur autonom von der europäischen, sondern als transkulturelle und unkontrollierbare Gegenidentität zu etablieren. Die schöpferische Leistung von Austauschprozessen, die sich im magischen Realismus vollziehen, wurde als Quelle einer eigenständigen lateinamerikanischen Ästhetik gedeutet: Austauschprozesse zwischen Genres (Realismus und Phantastik), Weltansichten (Magie und Logik) und Traditionen (Schriftlichkeit und Mündlichkeit). Der magische Realismus entsprach der Frage nach dem Besonderen in der lateinamerikanischen Literatur mit der literarischen Konstruktion einer anderen, magisch-mythischen Realität, die durch Oralität und durch zyklisches Nach-, Neu- und Umerzählen die Dinge in eine neue Ordnung bringt und eine neue Realität schafft.

Hemisphärische Identität der Amerikas

IBB BerlinINTRO

*Andere machen Kaffeeklatsch –
Sie den Chef.*

Mit IBB Berlin INTRO schaffen Sie sich die finanziellen Voraussetzungen für Ihre unternehmerische Zukunft. Wir unterstützen Sie beim Aufbau Ihres eigenen Unternehmens in Berlin.

Wir beraten Sie gern:
Telefon: 030 / 2125-4747
E-Mail: zukunft@ibb.de

**Investitionsbank
Berlin**
Leistung für Berlin.

www.ibb.de/berlinintro

Der Kubaner Carpentier unterscheidet 1949 im Vorwort zu seinem Roman über die haitianische Revolution *Das Reich von dieser Welt* die karibische Wirklichkeit als das reale Wunderbare und die daraus entstehende Kultur und Literatur von dem „erfundenen“ Wunderbaren der ästhetischen Entwürfe der französischen Surrealisten. Macondo ist der 1967 von Gabriel García Márquez in *Hundert Jahre Einsamkeit* geschaffene Ort, an dem Magisches und Reales ineinanderfließen.

Der Roman erzählt die 100-jährige Familiengeschichte der Buendías und die Historie des von ihnen gegründeten Macondo. Hier kehren die Toten aus dem Jenseits zurück, bewegen sich Menschen auf fliegenden Teppichen durch die Lüfte, verstorbt eine Schlaflosigkeits-epidemie das Dorf, das ein anderes Mal vier Jahre, elf Monate und zwei Tage eingeregnet wird.

100-jährige Familiengeschichte der Buendías

In zyklischen Schleifen, doch halbwegs chronologisch, beschreibt der Roman Macondos 100-jährige Entwicklung vom Dschungeldorf zur modernen Gemeinde und streift alle zentralen Stationen der lateinamerikanischen und kolumbianischen Geschichte.

Dieses Macondo ist an viele andere Orte exportiert, übertragen und transformiert worden. Zu einem Zeitpunkt, an dem die lateinamerikanischen Literaten längst andere Wege beschreiten und die Kritik das Diktum des magischen Realismus längst durchbrochen hat, werden die am Erzählmodell des magischen Rea-

lismus orientierten Romane – Isabel Allendes *Geisterhaus* (1981 im Original) und Laura Esquivels *Bittersüße Schokolade* (1992) – zum erfolgreichen Exportschlager in die USA und nach Europa. Diese erfolgreiche Rezeptionsgeschichte findet sich auch im Export der Schreibweise: Die US-Latino-Literatur, die Literatur der Native Americans und andere ethnisch definierte Literaturen übernehmen Erzählstrukturen und Versatzstücke einer lokalen Kultur, die sich auf magisch-realistische und mündliche Traditionen besinnt. Cecile Pinedas *The Love Queen of the Amazon: A Novel* (1992), Ana Castillos *So Far From God* (1993) sowie Leslie Marmon Silkos *Ceremony* (1977) greifen auf diese zurück oder werden von der Kritik in diesen Zusammenhang gestellt. Es ist grundsätzlich darüber gestritten worden, ob Macondo selbst nicht schon das Symbol einer tropischen Drittwelt-Postmoderne *avant la lettre* sei, dafür spräche seine weitreichende Wirkung in Afrika und Asien.

Auf diese Erfolgsgeschichte beziehen sich jedenfalls jene „jungen Wilden“, die 1996 das magische „Macondo“ ablösen wollen und ein Manifest unter dem Titel *McOn-do* verfassen. Die Chilenen Alberto Fuguet und Sergio Gómez, Herausgeber der gleichnamigen Anthologie, positionieren sich als neue Generation, und als langweilig und stereotyp stempeln sie den magischen Realismus à la Gabo ab – mit diesem Namen unterzeichnete Márquez seine Zeitungskolumnen viele Jahre lang. Im

Grenzräume und Kontaktzonen als neues Paradigma

Schon längst in Lateinamerika angekommen: McDonald's.



Vincent Peillon

McOndo-Manifest wird der nordamerikanische Nachbar in den Blick genommen. Die Autoren distanzieren sich von dem, was dort als Latino-Literatur verstanden wird, und wenden sich gegen einen essentialistischen Reduktionismus des Realistisch-Magischen als Inbegriff lateinamerikanischer Identität und Kultur. Dabei wird ihre Position in den mittel- und südamerikanischen Diskussionen um Literatur längst geteilt. Die Welt der McOndistas ist eine Informationsgesellschaft, vernetzt und global. Ihr Ansatz dekonstruiert Lateinamerika als das ausschließlich Indigene, Folkloristische, Linksdenkende und konstruiert eine Generation „post-alles: post-modern, post-yuppie, post-kommunistisch, post-babyboom“. Es umfasst die Populärkultur

der Telenovelas, MTV latina, Miami als Umschlagplatz von Migrationsrouten, NAFTA sowie andere Realitäten wie Umweltverschmutzung, Megacities und natürlich McDonald's.

Grenzräume und Kontaktzonen als neues Paradigma der Amerikas: Die Reise gen Norden, die Latin(o)sierung der USA, die Gemeinschaften karibischer und südamerikanischer Migranten in Kanada haben das Bild, das sich uns bietet, in Richtung der Amerikas verändert, die physisch, ökonomisch, sozial und kulturell miteinander verschränkt sind. Die literarischen und

Grenzraum zwischen Mexiko und den USA

kulturtheoretischen Entwürfe sind vielfältig und setzen konzeptuell an unterschiedlichen Punkten an: Was bei McOndo fehlt, wird bei Entwürfen marginalisierter Gruppen und ethnischer Minderheiten deutlich, insbesondere bei feministischen Konzepten. Sie alle diskutieren kollektive Entwürfe, wenn auch auf einer prekären Basis von fragilen und temporären Aushandlungsergebnissen von Identitäten. Dazu gehört auch die „literatura gay“ des chilenischen Autors Pedro Lemebel, der die Grenzräume der Norm mit seiner exaltierten Figur der „loca latinoamericana“ in der Auseinandersetzung mit einem globalisierten Bild des Homosexuellen auslotet. Brücke ist eine Metapher, die schon im Zusammenhang mit der karibischen Poetik der Beziehunghaftigkeit auftrat und die aus den feministischen Entwürfen entsteht. In der 1983 veröffentlichten Anthologie *This Bridge Called my Back* von Texten farbiger Frauen ist der Titel Programm und bezieht sich auf die US-drittweirfeministische Praxis der Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit zwischen kulturell und historisch unterschiedlichen Standpunkten, bei der die verschiedenen Amerikas metaphorisch auf dem Körper der woman of color ausgehandelt werden.

Das bekannteste Grenzgebiet, Gegenstand einer Vielzahl von Studien und einer neuen Disziplin der Border Studies, ist der Grenzraum zwischen Mexiko und den USA. Ist der Grenzraum vor allem ein geopolitischer Raum, der das Nationale und die Identität homogen gedacht infrage stellt, so wird er mit dem veränderten Bild der Amerikas zusammengebracht. Als Interaktionsraum, ein theoretisches Konzept,

Das baldige Verschwinden dieser Grenze

das das Ende eines Staatsgebietes mit einem transnationalen und transkulturellen Raum verschränkt, lässt es Macht- und Herrschaftsräume auf besondere Weise sichtbar werden. Denn an dieser überdeterminierten Grenze kommen eben nicht nur Mexiko und die USA zusammen, sondern auch Anglo- und Hispanoamerika, Nord- und Südamerika, Erste und Dritte Welt, aber auch Hightechphantasien und indianische Rituale. Dieses Verständnis

Jun.-Prof. Dr. Anja Bandau



Anja Bandau studierte Anglistik, Amerikanistik, Slavistik und Französisch an der Universität Potsdam, der Universität Rostov-am-Don (Russland) und der Manchester Metropolitan University und schloss ihr Studium mit der Arbeit „Wilson Harris und sein Roman *The Palace of the Peacock*: Postkolonialer Synkretismus versus realistische Erzähltradition“ ab. Von 1997 bis 2001 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik der Universität Potsdam und promovierte 2002

im Fach Romanistik. Von 2002 bis 2004 war sie Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Romanistik der Universität Potsdam, und seit Januar 2005 ist sie Juniorprofessorin für Lateinamerikanistik, hispanophone Literaturen und Kulturen in den USA, Karibik und Gender am Lateinamerika-Institut an der Freien Universität. Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Diaspora-Literaturen, Transkulturalität und Repräsentation sowie Gewalt, Ästhetik/ästhetische Formen und Medien. Die unterschiedlichsten Forschungsaufenthalte führten Professor Bandau nach Kuba, an die Nordgrenze Mexikos und in die Bibliothèque Nationale Paris.

Kontakt:

Freie Universität Berlin

Lateinamerika-Institut

Lateinamerikanistik

Estudios latinoamericanos en lengua,

literatura y cultura

Rüdesheimerstr. 54–56

14197 Berlin

Tel.: 030 – 838 551 15

E-Mail: abandau@zedat.fu-berlin.de

Homepage: <http://www.anjabandau.de>

des Grenzraums präsentierte Gloria Anzaldúa 1987 in einer nunmehr schon historischen Utopie, die in den geopolitischen und physischen, aber auch sexuellen, psychischen und spirituellen Grenzräumen angesiedelt ist. 14 Jahre nach dem Erscheinen von Anzaldúas Text konstatiert das Time Magazine: „Entlang der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze, wo Herzen und Hirne, Geld und Kultur miteinander verschmelzen, wird das Jahrhundert der Americas geboren.“

Hier wird einer zahlenmäßigen Realität – den Latinos als größte ethnische Minderheit in den USA – Rechnung getragen und der Grenzraum und die Americas konkret zusammengedacht; überschwänglich wird

Grenzschamane und Hightech-Azteke

gar das baldige Verschwinden dieser Grenze prophezeit. Dies greift zu kurz und beschreibt nur einen Ausschnitt der Grenzraum-Realität: die freie Zirkulation von Gütern. Diese Betrachtung lässt zugleich außer acht, dass dieselbe Grenze mehr denn je bewacht wird und für bestimmte Menschen unüberwindlich ist.

Dass aber mit dem Paradigma der Grenze eine neue Perspektive und ein entsprechendes analytisches Instrumentarium im Rahmen der American Studies aufgerufen werden, um der „interamerikanischen“ Realität des nordamerikanischen Alltags gerecht zu werden, scheint eine angemessene Schlussfolgerung, für die Publikationen wie *Border Matters* von José David Saldívar (1997) bezeichnend sind. Damit nimmt die US-amerikanische Forschung auf, was Nestor García Canclini bereits 1990 in seinem Buch *Hybride Kulturen* herausstellt: Der Grenzraum ist ein Labor der Postmoderne. An Canclinis optimistischer Sicht auf die Möglichkeiten der Hybridisierung und auf ihren Charakter der Avantgarde entzündete sich eine Polemik um die weniger euphorische, materielle Seite der illegalen Grenzüberquerung, um die Gewalt an der Grenze, aber auch um die alltäglichen regulären Arbeitsmigranten. Diese Kritik wurde auch an Anzaldúas Grenzutopie herangetragen. Die Grenze als Ort von Kulturproduktion ist ein Moment, das auch die Künstler und Aktivisten in Tijuana oder Ciudad Juárez einfordern und durch ihre Texte, Performances und Installationen einbringen.

Der Performance-Künstler Guillermo Gómez-Peña, der aus Mexiko-Stadt stammt und seit einigen Jahrzehnten in den USA lebt, ist mit seinen Performances an der und über die mexikanische Nordgrenze vor allem in Kreisen der Literatur- und Kulturtheoretiker berühmt geworden. In seinen Performances, die dem Publikum als Textversionen mit Bildern, als Internet-Installationen und Live-Performances zugänglich sind, ersetzt er die konventionelle Landkarte Amerikas mit einer neuen Weltordnung, *The New World Border* (1996): „a

great trans- and intercontinental border zone, a place in which no centers remain“.

Die Namen der Performances „Grenzschamane“ oder „Der Hightech-Azteke“ sprechen für sich: Gómez-Peña setzt einander ausschließende Konzepte zusammen.

Er inszeniert das andere Amerika, das jenseits der durch die Kolonialzeit geprägten Landkarte von Nord-, Mittel- und Südamerika sichtbar wird: „Hybridamerica“, „Transamerica“ neben

Tijuana, das neue Macondo?

den klassischeren „Amerindia“, „Afro-America“ und „Americamestiza-y-mulata“. In Gómez-Peñas Entwurf des anderen Amerikas sind das Mobile, das Unreine, die absurd anmutende Mischung zentral. Eine Dichotomie, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch eine Rolle spielte, wird unterlaufen – das technisierte Angloamerika gegen das indigene, kulturtragende Amerindia. War auch in Macondo die Eisenbahn als Inbegriff von Modernisierung und Technisierung noch das Fremde, das die Dorfbewohner sich aneignen mussten, so erhält die Technisierung – verkörpert in der Figur des Cyborg als Synthese aus Mensch und Maschine, Lebendigem und Nichtlebendigem – Eintritt in die Ikonographie der Latinos. Und nicht nur das, sie wird zum integrierten Bestandteil, der allerdings in den verschiedenen Entwürfen durchaus ambivalent ausfällt: Sowohl in Gómez-Peñas Texten als auch in denen verschiedener Chicano-Autoren taucht diese Figur im Zusammenhang mit den Identitätswürfen zu den Americas auf.

Tijuana, das neue Macondo? Der in Tijuana lebende Autor und Akademiker Heriberto Yopez versucht in seinem Ro-

So nah und doch noch so fern: die USA.



Vincent Peilkan



Tijuana ist mit seiner Zwillingstadt San Diego ein neuer urbaner Raum, der all die postmodernen Deterritorialisierungen aufweist, die auch für andere Großstädte gelten.

man A.B.U.R.T.O. (2005) mit einem konzeptuellen Rundumschlag, die einst abseits gelegene Grenzstadt als neues dekonstruiertes Zentrum zu lesen, das nicht nur mexikanische Geschichte erläutern soll, sondern auch ein neues Macondo gründen will, als Ort, an dem die Amerikas verhandelt werden. Er untersucht die Geschichte des vermeintlichen Mörders eines mexikanischen Präsidentschaftskandidaten im März 1994 in einem Armenviertel Tijuanas. Die Geschichte um die Kompromittierung der politischen und intellektuellen Eliten, ihre Gewaltbereitschaft und die allgemeine Gewaltdurchdringung der zwischenmenschlichen Beziehungen sowohl in den Ober- als auch in den Unterschichten spitzt sich in diesem Grenzraum zu, der in der Tradition lange als gesetzlos, gewalttätig, korrupt, lasterhaft und chaotisch galt. Es ist ein Ort, an dem alles passieren kann und der zugleich das Abbild der postmodernen, „post-NAFTA“-Gesellschaft ist. Die göttliche Mission des Protagonisten, eines Maquila-Arbeiters, der unter dem Borderline-Syndrom leidet und mit der von ihm bedienten Maschine ganz verschmolzen ist, besteht in der (hyperrealistischen) Öffnung der Grenze, die als virtuelle Realität dargestellt wird.

Nord und Süd rücken nicht nur näher, sie durchdringen einander, bilden Allianzen politischer, imaginärer, utopischer und dystopischer Natur. Inhalte und Stile nähern sich an. Neue Räume und Topografien werden zu Trägern neuer Visionen der Amerikas. Der Paradigmenwandel hin zu den Amerikas lässt sich an verschiedenen Punkten erkennen. Territoriale Entwürfe

des Grenzraums wie in Yezep' Tijuana, als Territorium und metaphorischer Raum in Anzaldúas *Borderlands / La Frontera* und der Raum des Transnationalen und der Bewegung bei Gómez-Peña betonen unterschiedliche Aspekte der Relationalität. McOndo als imaginäres Land vereint Nord und Süd in den künstlerischen Projekten und Alltagspraktiken. Was Amerika bedeutet, bleibt nach wie vor umkämpftes Terrain: Walter Dignolo sieht „das alte ‚Latein‘-Amerika“ in seinem 2006 erschienenen *The Idea of Latin America* in eine Vielzahl politischer Projekte explodieren, die neue Kartografien hervorbringen.

Bei aller Differenzierung ist der veränderte Blick des „Hemisphärischen“ eine Tatsache. Die Poetik der Verbindung und das archipelische Denken haben diese auf der Grundlage des Nachdenkens über transkulturelle Prozesse ermöglicht. Bewegungen der Deterritorialisierung kennzeichnen diese Position, die literarische Produktion der kubanisch-amerikanischen, haitianisch-amerikanischen, me-

xikanisch-amerikanischen sowie karibisch-amerikanischen Autorinnen, der Nuyorikaner, zieht neue Verbindungen zwischen den Ursprungsorten und der Diaspora. Einst abgelegene Orte werden zu dekonstruierten Zentren. Tijuana ist mit seiner Zwillingstadt San Diego ein neuer urbaner Raum, der vernetzt und ohne Zentrum all die postmodernen Deplatzierungen und Deterritorialisierungen aufweist, die auch für andere Großstädte in den Amerikas gelten. Wenn die Grenze bis nach Chicago oder Santiago de Chile reicht, dann deutet sie die Perspektive des Hemisphärischen, ein Hybrid- und Transamerika an.

Wer ihn sieht, der weiß, warum die Performances des Künstlers Guillermo Gómez-Peña auch „Grenzschamane“ oder „Der Hightech-Azteke“ heißen.



Der veränderte Blick des „Hemisphärischen“





Globalisierung von unten

Familienkasse und Finanzkrisen

BARBARA FRITZ

Die millionenschweren Rücküberweisungen lateinamerikanischer Emigranten, die das Geld aus den USA in die Heimatländer transferieren, sind wichtige Überlebenshilfen für deren Familien vor Ort. Für die Herkunftsländer selbst können diese Geldmengen auch einen wichtigen Beitrag zur Stabilisierung der Zahlungsbilanz und zur Abwendung von Finanzkrisen leisten. Floss Anfang der 1970er Jahre noch fast kein Geld, stieg die Summe der offiziell registrierten Rücküberweisungen in Entwicklungsländer nach Schätzungen der Weltbank 2005 auf 167 Milliarden US-Dollar – das ist weit mehr als die internationalen Entwicklungshilfegelder.

Die weltweite Migration entlang des Wohlstandsgefälles zwischen Nord und Süd hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht nur zugenommen, sondern sich auch qualitativ verändert. Die Migration aus lateinamerikanischen Ländern in die USA ist ein prominentes Beispiel: Das klassische Assimilationsmodell („Melting Pot“), mit dem der Nationalstaat auf die Herausforderung durch grenzüberschreitende Migration antwortete, greift nicht mehr so leicht wie früher: Die rund 45 Millionen Latinos in den USA behaupten nicht nur Sprache und Kultur, sie unterhalten auch vielfältige soziale, ökonomische und politische Beziehungen zu ihren Herkunftsländern. Migration ist nicht mehr ein

klares „Von-hier-nach-dort“, sondern wird, wie die Migrationsforschung es nennt, „transnational“: eingebunden in grenzüberschreitende soziale Netzwerke und mit Aktivitäten und Identitäten, die sowohl Herkunfts- als auch Residenzland einbeziehen.

Wo Kosten und Zeitaufwand für Transport und Kommunikation radikal gesunken sind, ist auch für Migranten der „Entfernungszoll“ geschrumpft. Soziale Beziehungen sind auch bei räumlicher Trennung vergleichsweise leicht aufrechtzuerhalten.

Das materielle Rückgrat dieser transnationalen Migrationsnetzwerke sind die Rücküberweisungen der Emigranten („Remittances“). Was nach Kleingeld klingt, hat sich zu einer finanziellen „Globalisierung von unten“ entwickelt. Von nahezu Null Anfang der 1970er Jah-

Materielles Rückgrat transnationaler Migrationsnetzwerke

re stiegen allein die offiziell registrierten Remittances in Entwicklungsländer nach Schätzungen der Weltbank im Jahr 2005 auf 167 Milliarden US-Dollar – und übersteigen damit das Volumen internationaler Entwicklungshilfegelder bei Weitem. Hinzu kommen die über informelle Wege gesandten Gelder, die den Umfang schätzungsweise um weitere 50 Prozent erhöhen können.

Das Wachstum der Remittances erfolgt dabei nicht proportional zur Migration, sondern exponentiell. Rund ein Drittel der weltweiten Remittances fließt nach Lateinamerika (fast 80 Prozent stammen dabei aus den USA). Die Wachstumsdynamik ist ungebrochen: Verzeichne-

Auch für große Wirtschaftsländer wie Mexiko sind die Rücküberweisungen der Emigranten neben Erdöl und der Maquila-Industrie ein zentraler Devisenbringer.



iStockphoto



In Zeiten sinkender Kommunikationskosten sind auch für Migranten soziale Beziehungen bei räumlicher Trennung vergleichsweise leicht aufrechtzuerhalten.

ten Lateinamerika und die Karibik 2002 noch 32 Milliarden US-Dollar, gehen Schätzungen aus dem Jahr 2005 von 53 bis 55 Milliarden US-Dollar aus – ein Wachstum von 70 Prozent in nur drei Jahren. Innerhalb Lateinamerikas verteilen sich die Remittances sehr ungleich. Insbesondere für die Staaten Zentralamerikas und der Karibik mit hohen Migrationsraten stellen sie teilweise mehr als zehn Prozent des Bruttoinlandsproduktes dar. Aber auch für eine so große Ökonomie wie die Mexikos sind die Rücküberweisungen der Emigranten neben Erdöl und der Maquila-Industrie ein zentraler Devisenbringer.

Die Rücküberweisungen haben aber nicht nur in absoluten Zahlen zugenommen, auch ihre relative Bedeutung für die externe Finanzsituation Lateinamerikas hat zugenommen. Seit Ende der 1990er Jahre sind Kapitalflüsse, Bankkredite und ausländische Direktinvestitionen drastisch zurückgegangen, was in vielen Ländern zu großen Problemen der Zahlungsbilanz geführt hat. Auch dadurch haben die Gelder der Migranten die Region davor bewahrt, sich noch stärker als bisher an die Widrigkeiten der internationalen Finanzmärkte anpassen zu müssen – etwa durch eine Verminderung der Binnennachfrage. Stand bislang der Beitrag der Remittances zur Armutsminderung im Zentrum des Forschungsinteresses, so muss man angesichts des enormen Zuwachses von Umfang und Bedeutung der Rücküberweisungen auch nach ihrem Potenzial zur Stabilisierung der Zahlungsbilanz und zur Abwehr von Finanzkrisen fragen.

Die Mehrzahl der Studien über ökonomische Ursachen und Konsequenzen der Remittances gehen von mikroökonomischen Ansätzen aus, die die Rücküberweisungen als Teil von Familienbeziehungen und transna-

tional erweiterten „Haushalten“ verstehen. Das Konzept der New Economics of Labour Migration geht von rationalem, gewinnmaximierendem Verhalten der an den Remittances-Flüssen beteiligten Familienmitglieder aus und erklärt sie mit der Idee „impliziter Verträge“ innerhalb der Familie. Diese umfassen nicht nur ökonomische Faktoren, sondern

Zur Ökonomie transnationaler Familienbeziehungen

stellen auch emotionale Beziehungen „in Rechnung“
Verschiedene Modelle können dies erklären:

Das Modell eines impliziten Kontrakts wechselseitiger Versicherung zwischen Migranten und „Bleibern“ zur besseren Verteilung des ökonomischen Erwerbsrisikos: Da die Wahrscheinlichkeit einer simultanen Krise in verschiedenen Ländern vergleichsweise gering ist, hat die „transnationale Familie“ eine erhöhte Sicherheit, um auch in Krisenzeiten über wenigstens eine gesicherte Einkommensquelle zu verfügen.

Das Modell der Arbeitsmigration als impliziter innerfamiliärer Kreditvertrag: Hier fungiert die Familie gleichsam als Bank, die die Migration eines Mitglieds vorfinanziert (etwa durch Investitionen in die Ausbildung der Töchter oder Söhne) und bei der die Remittances der erfolgreichen Migranten als Rückzahlung des Kredits verstanden werden können.

Ein anderes Motiv, das in Rechnung gestellt wird, ist altruistischer Natur: die selbstlose „Liebe zur Familie“. Diese Remittances steigen in wirtschaftlichen Krisenzeiten in den Herkunftsländern an, da dann die Hilfe der emigrierten Verwandten am dringendsten benötigt wird. Andere Modelle beziehen sich auf die Dauer der Migration als zentralem Faktor zur Erklärung der Remittances-Flüsse. Je kürzer die geplante Aufenthaltszeit des Migranten ist, desto höhere Rücküberweisungen sind zu erwarten, da wegen des vorübergehenden Aufenthalts im Zielland dort nur die nötigsten Investitionen geleistet werden. Wenn die Migration dauerhaft ist, sind im Zeitverlauf sinkende Remittances zu erwarten, die schließlich sogar vollständig ausbleiben können. Ein idealtypisches Modell geht von einem Verlauf der Migration in Wellen aus: Der Zeitpunkt der Emigration liegt im jungen Erwachsenenalter, wenn die Reproduktionskosten gering und die Chancen auf dem Arbeitsmarkt günstig sind; Emigranten unterstützen dann aus der Ferne die zurückbleibende Familie mit Remittances; wenn der Emigrant dann im Rentenalter in die Heimat zurückkehrt (während Mitglieder der jüngeren Generation inzwischen Migranten geworden sind), schließt sich das System intergenerationaler Transfers via Migration und Remittances.

Diese Modelle schließen sich keineswegs gegenseitig aus. Im Gegenteil: Um das komplexe Phänomen von

Migration und Remittances zu erklären, scheinen Ansätze, die verschiedene Modelle und Erklärungsversuche kombinieren, am ertragreichsten. Neben weiteren Aspekten wie Alter, Familienstand, Bildungsniveau und sozioökonomischen Bedingungen des Zielorts der Migration ist auch das Geschlecht – insbesondere im Zusammenspiel mit Familien- und Sozialstruktur im Herkunftsland – ein wesentlicher Faktor für Umfang und Rhythmus der Rücküberweisungen.

Jenseits der mikroökonomischen Studien, die Ursachen und Verlauf der Remittances auf der Ebene der Familiennetze erklären, werden auch makroökono-

Remittances: makroökonomische Ansätze

nomische Ansätze immer wichtiger, die nach den gesamtwirtschaftlichen Implikationen fragen. Der erste Bezugspunkt ist die Zahlungsbilanz. Da die Überweisungen weder exportierte Produkte oder Dienstleistungen sind, die in der Handelsbilanz registriert werden, noch Kapitalzuflüsse wie Direktinvestitionen, die in der Kapitalbilanz verbucht werden, firmieren sie in der Regel unter Transferleistungen in der Dienstleistungsbilanz. Die reine Höhe dieser Daten gibt jedoch noch keine Auskunft darüber, ob diese Geldsendungen über ihre direkten Empfänger hinaus einen positiven Effekt

für die Entwicklung und makroökonomische Stabilisierung des Empfängerlandes leisten. Hierzu bedarf es empirischer Studien über die Verwendung der Überweisungen. Dabei geht es zunächst um die Frage, inwieweit Remittances die Netto-Deviseneinkünfte erhöhen, und um die Frage, inwieweit sich aus der Verwendung der Überweisungen Multiplikator-Effekte für den Binnenmarkt ergeben.

Verschiedene Studien auf der Basis von Umfragen unterscheiden bei der Verwendung der Remittances zwischen Konsum und Investition. Empirische Untersuchungen über Remittances-Empfänger in Mexiko zeigen, dass 78 Prozent für laufende Ausgaben wie Miete, Lebensmittel und Gesundheit ausgegeben werden, 10 Prozent werden investiert oder gespart. Gleichzeitig steigt der Anteil der Investitionszwecke auf bis zu 40 Prozent für jene Fälle, in denen die Remittances von einem Sparkonto US-amerikanischer Emigranten kommen. Solche pauschalen Angaben sind aus ökonomischer Sicht mit großer Vorsicht zu genießen. Was in den Umfragen als Investition benannt wird, kann sich im Hinblick auf die Zahlungsbilanz als Devisenverbrauch darstellen – etwa wenn in einer Region Investitionen in Bauvorhaben zu einer Blase der Immobilienpreise führen und weniger

Wenn Emigranten im Rentenalter wieder in ihre Heimatländer zurückkehren, schließt sich das System intergenerationaler Transfers via Migration und Remittances.



photocase



Wechselkurse und unterschiedliche Zinsen haben einen erheblichen Einfluss auf Remittances.

Prof. Dr. Barbara Fritz



Barbara Fritz ist Juniorprofessorin für Ökonomie am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin. Im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 700 leitet sie das Teilprojekt D6 „Remittances als Beitrag zu finanzieller Entwicklung und makroökonomischer Stabilisierung? Potenzial und Governance-Formen“. Barbara Fritz studierte Volkswirtschaftslehre an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, der UNISINOS

(Brasilien) und der Freien Universität Berlin, an der sie mit einer Arbeit über „Entwicklung durch wechselkursbasierte Stabilisierung? Der Fall Brasilien“ auch promovierte.

Seit 2001 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am GIGA Institut für Lateinamerika-Studien in Hamburg; seit 2005 ist sie dort zur Wahrnehmung der Juniorprofessur an der Freien Universität Berlin beurlaubt.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Lateinamerika-Institut
VWL/Ökonomie Lateinamerikas
Rüdesheimer Str. 54–56
14197 Berlin
Tel.: 030 – 838 530 63
E-Mail: bfritz@zedat.fu-berlin.de

zur rentablen Nutzung. Andererseits kann, was in den Umfragen als Konsum erscheint, durchaus als Investition verstanden werden – beispielsweise bei Ausgaben für die Ausbildung der Kinder und Jugendlichen. Sie stellen nicht selten die Basis für deren künftige Migration dar – und damit für die „Produktion“ künftiger Remittances.

Auch die Analyse der sekundären Effekte der Ausgaben ist bedeutend. Wenn diese Ausgaben eine Nachfrage nach Produkten oder Dienstleistungen generieren, die in der Binnenwirtschaft hergestellt werden, kann dies zu weiteren produktiven Investitionen im Land führen. Remittances können zudem die Bildung von Klein- und Mikrounternehmen fördern, die in aller Regel nicht leicht auf den regulären Kreditmarkt gelangen. Studien zufolge wurden etwa 20 Prozent der städtischen Mikrounternehmen in Mexiko maßgeblich durch Überweisungen von Emigranten finanziert.

Bildung von Klein- und Mikrounternehmen

Für den Beitrag der Remittances zur makroökonomischen Stabilisierung der Zahlungsbilanz ist es zudem wichtig, dass die zeitlichen Schwankungen der Remittances nicht parallel zu anderen internationalen Kapitalströmen verlaufen. Die bisherige Forschung zeigt, dass die Rücküberweisungen der Migranten deutlich geringer schwanken – verglichen mit den stark schwankenden internationalen Portfolio-Investitionen und anderer privater Kapitalströme wie Bankkrediten und Direktinvestitionen.

Weitere Faktoren, die sich auf Umfang und Rhythmus der Remittances auswirken, sind das Wechselkursregime und das Zinsdifferenzial zwischen Sender- und Empfängerland. Die Existenz eines informellen Wechselkurses, der vom offiziellen abweicht, erhöht aus naheliegenden Gründen den Anteil der Überweisungen, die über informelle Wege geschickt werden. Auch ein substantiell höheres Zinsniveau im Empfängerland kann den Zustrom von Überweisungen begünstigen. Eine weitere makroökonomische Korrelation von erheblicher Bedeutung ist die konjunkturelle Entwicklung im Senderland: In dem Maße, in dem sich wirtschaftliches Wachstum in erhöhte Einkommen der Migranten übersetzt, wächst das Potenzial der Remittances. Allerdings kann, wenn die Migranten ausreichend in das Sozialsystem des Ziellandes integriert sind, auch bei einem wirtschaftlichen Abschwung der Umfang der Überweisungen bemerkenswert stabil bleiben.

Der Bedeutungszuwachs der Remittances hat zu einer breiten Diskussion über die adäquaten Politikansätze geführt, inwieweit der Beitrag der Migrantengelder die Zahlungsbilanz stabilisiert und eine dynamische Entwicklung der nationalen Ökonomie maximiert. Hierfür



Schlussfolgerungen für eine klügere Migrationspolitik

müssen die mikroökonomisch fundierten Studien über Motivation und Verlauf der Remittances gemeinsam mit den makroökonomischen Verknüpfungen analysiert werden. Wenn Migration als implizites innerfamiliäres Versicherungsarrangement verstanden wird, hilft dies, den erheblich antizyklischen Charakter der Remittances-Flüsse zu erklären, da sie sich als Versicherung vor allem in Krisenmomenten bewähren müssen. Wenn die persönliche Krise der Empfängerfamilien auf eine Zahlungsbilanzkrise des Empfängerlandes trifft, wirkt dieser antizyklische Charakter der Remittances auch makroökonomisch stabilisierend. Das vielleicht deutlichste Beispiel ist Kuba: Als in der tiefen Krise nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion Anfang der 1990er Jahre die Lebensbedingungen der Bevölkerung auf der Insel überaus schwer wurden, begannen viele emigrierte Kubaner, Remittances an ihre Verwandten auf der Insel zu schicken. Diese Devisenflüsse waren für die einzelnen Empfängerfamilien sehr wichtig, um im täglichen Leben über die Runden zu kommen. Gleichzeitig aber wurden sie auch für den sozialistischen Staat zu einem ökonomischen Rettungsanker, der durch die Zahlungsbilanz immerhin so weit stabilisiert wurde, dass ein Minimum an Importen aufrechterhalten werden konnte.

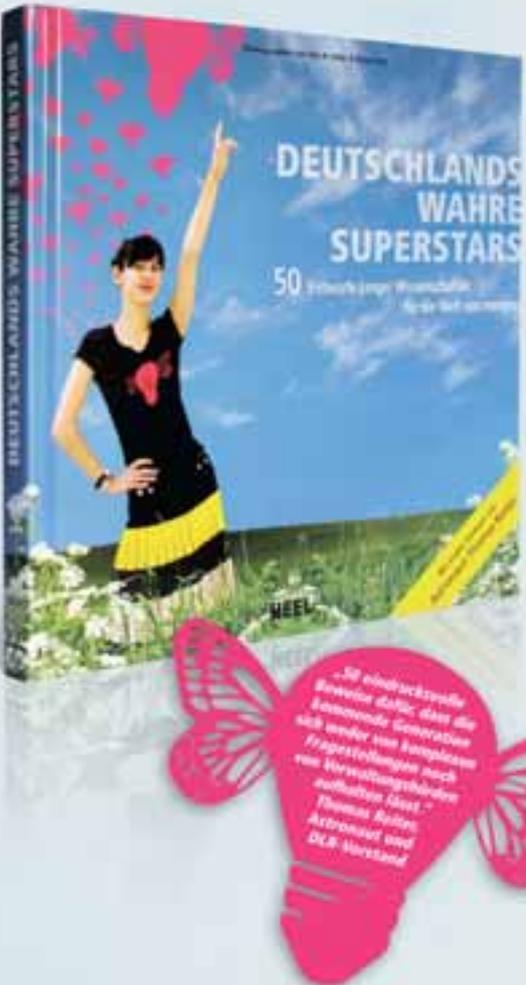
Die Modellierung von Migration und Remittances als implizite Versicherungs- oder Kreditbeziehung führt dazu, einen erheblichen Teil ihrer Verwendung als Investition in die „Produktion künftiger Migranten“ – und damit künftiger Remittances – zu verstehen. Dies betrifft nicht nur formale Ausbildungskosten, sondern auch „normale“ Konsumausgaben: zum Beispiel Lebenshaltungskosten der Großeltern, wenn diese, wie vielfach üblich, in den Herkunftsorten die Enkelkinder betreuen, die die potenziellen Migranten der nächsten Generation darstellen.

Für die Wirtschaftspolitik der Empfängerländer ergibt sich aus diesen Modellen, dass die makroökonomischen Variablen, wie die Stabilität des Wechselkurses, von großer Bedeutung sind – denn starke Kursschwankungen wirken wenig motivierend, wenn Remittances über formale Kanäle fließen. Als „Generationenvertrag“ sind diese innerfamiliären Vereinbarungen auch in der letzten Phase des Migrationsprozesses, der oft angestrebten Rück-Migration im Rentenalter, von Bedeutung. Diese Phase kann internationale Kapitalflüsse längerfristig stabilisieren; deshalb sind gerade für Länder mit einem hohen Anteil der Remittances am Bruttoinlandsprodukt alle Initiativen von Bedeutung, die den Empfang von Sozialleistungen und Rentenzahlungen nach einer Rück-Migration in das Herkunftsland er-

Als Kuba Anfang der 1990er Jahre in eine Wirtschaftskrise geriet, begannen viele emigrierte Kubaner, Remittances an ihre Verwandten auf der Insel zu schicken.



photocase



DEUTSCHLANDS WAHRE SUPERSTARS
50 Erfindungen, die unsere Zukunft verändern

*„Es beeindruckte mich daran, dass die sich weder von komplexen Fragestellungen noch von Vorurteilen durch aufhalten lässt.“
Thomas Reiter, Astronaut und DLR-Vorstand*

Das ist Ideenvielfalt made in Germany: Kleidung, die sich selbst repariert, Straßenverkehr, der ohne Verkehrsschilder auskommt, oder Containerschiffe, die von gigantischen Drachensegeln über die Meere gezogen werden. Diese und viele weitere erstaunliche Ideen 50 deutscher Nachwuchswissenschaftler porträtiert das Buch „Deutschlands wahre Superstars“. Lassen Sie sich inspirieren und entdecken Sie, wie in unserem Land – mit Forscherdrang und Erfindergeist – erfolgreich Zukunft gestaltet wird. „Deutschlands wahre Superstars“ mit einem Vorwort von Thomas Reiter, Astronaut und DLR-Vorstand. Jetzt im Buchhandel oder online unter: www.wahre-superstars.de

INITIATIVE ➤
Neue Soziale Marktwirtschaft

Die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft ist eine überparteiliche Arbeitsgemeinschaft von Politik, Ökonomen und Sozialwissenschaftlern zur Förderung und Unterstützung der Wettbewerbsfähigkeit und Beschäftigung in Deutschland.

möglichen oder erleichtern. Ähnliches gilt auch generell für die Modalitäten des Transfers von Remittances, bei denen die Empfängerstaaten alle Möglichkeiten zur Senkung der Transaktionskosten nutzen sollten – seien es Tarife und Konditionen der Geldtransfer-Unternehmen bis hin zu Abgaben und Gebühren beim Geldtausch. Dabei geht es auch darum, den Anteil der formell ins Land kommenden Überweisungen zu erhöhen. Für die Empfänger bietet dies in der Regel eine größere Sicherheit als informelle Wege.

Auch für die nationale Wirtschaft ist die Formalisierung wichtig: Sie ermöglicht eine transparentere Einbindung der Remittances in Zahlungsbilanz und Statistik und kann das Vertrauen in die Institutionen der formalen Ökonomie erhöhen. Schließlich kann eine „Verbankung“ der Remittances auch dazu dienen, gerade jenen Gesellschaftsschichten, die bislang kaum Zugang zu Konto und Kredit hatten, an das formale Bankwesen heranzuführen und unter Umständen mit Kleinkreditprogrammen zu verbinden, die sich vor allem an Menschen mit einem Einkommen richten – eine Strategie, die im internationalen Entwicklungsdiskurs unter dem Stichwort „Banking the Poor“ zur Zeit große Aufmerksamkeit erfährt.

Unter bestimmten Bedingungen können Rücküberweisungen die Entwicklung und Makroökonomie der Empfängerländer stabilisieren. Lateinamerika ist eine Region, an der sich dies beispielhaft untersuchen lässt. Für die Migrations- und Wirtschaftspolitik dieser Länder ist es eine wesentliche Herausforderung, diese Finanzflüsse für eine nachhaltige Entwicklungsdynamik zu nutzen. Gleichwohl sollte bei solchen makroökonomischen Erwägungen

Innerfamiliäre Kontrakte als Formen eines Generationenvertrags

nie vergessen werden, dass es sich bei den Remittances um private Gelder meist einfacher bis armer Bevölkerungsgruppen handelt – und dass es die erste Pflicht des Staates ist zu gewährleisten, dass die Empfänger das ihnen gesandte Geld sicher und mit möglichst geringen Abschlägen erhalten.

Überweisungen sind kein Ersatz für öffentliche Wirtschafts- oder Sozialpolitik. Wenn die Remittances in einem gerne gebrauchten Bild als „Sozialstaat von unten“ bezeichnet werden, dann darf dies den Staat nicht aus seiner sozialen Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwesen entlassen, das er repräsentiert. Auch wenn hier von den Möglichkeiten und dem Potenzial der Remittances die Rede ist, sind Idealisierungen fehl am Platz: Die Arbeitsmigration ist nach wie vor Ausdruck des enormen Einkommensgefälles zwischen Nord und Süd und der unzureichenden Erwerbsmöglichkeiten in den Herkunftsländern.



Nachwuchsförderung am JFK

Die Graduiertenschule für Nordamerikastudien

ULLA HASELSTEIN

Die Plätze im Audimax der Freien Universität reichten nicht aus. Mehr als 1.200 Zuhörer drängten sich in dem Hörsaal im Henry-Ford-Bau, als die Graduiertenschule für Nordamerikastudien Anfang November mit einem Festakt eröffnet wurde. Es war gleich in doppelter Weise eine außergewöhnliche Eröffnungsfeier. Denn die „Graduate School of North American Studies“ des John-F.-Kennedy-Instituts ist nicht nur ein Projekt der Freien Universität, das bereits in der ersten Runde des Exzellenzwettbewerbs von Bund und Ländern im vergangenen Jahr als besonders förderungswürdig anerkannt wurde. Mit Joschka Fischer hatte die Hochschule auch einen prominenten Festredner gewinnen können.

Der ehemalige Bundesaußenminister wusste sein Publikum zu fesseln. Unter dem Titel „Europa und Amerika: Über die Zukunft einer schwierigen Freundschaft“ beklagte Fischer einen „transatlantischen Drift“ seit dem Ende des Kalten Krieges: auf der einen Seite die starke und mittlerweile alleinige Supermacht USA, auf der anderen Seite ein schwaches, vielstimmiges Europa. Um das transatlantische Verhältnis auch weiterhin partnerschaftlich gestalten zu können, müsse sich der alte Kontinent als geeintes Europa präsentieren, be-

schwor Fischer in seiner Rede, in der er sich auch mit dem neuen Rollenverständnis Amerikas in den globalen Machtverhältnissen auseinandersetzte.

Ein Thema, das auch im Mittelpunkt der Forschung an der neuen Graduiertenschule stehen wird. Gerade nach den Ereignissen des 11. Septembers und vor dem Hintergrund einer globalisierten Welt sind kulturelle Traditionen wie das amerikanische Freiheitsideal und die Bedeutung demokratischer Werte in den USA und Kanada vor besondere Herausforderungen gestellt. Als zentraler Wert der amerikanischen Gesellschaft fungiert Freiheit als eine Leitidee, die seit der Gründung der amerikanischen Nation immer wieder als Motor sozialer und kultureller Veränderungen gewirkt hat. Zugleich ist sie aber Ausgangspunkt immer neuer Debatten darüber gewesen, welche ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Realisierung von Freiheit notwendig sind und wie sie am besten gegen anarchische und tyrannische Bedrohungen geschützt werden kann. In den USA haben neuere Entwicklungen zu einer Debatte um die Neuausrichtung und Neudefinition von Demokratie und Freiheit geführt, die von einem sich herausbildenden konservativen Konsens getragen wird. Der Aufstieg der USA zur alleinigen Supermacht und der notfalls auch gewalt-

Analyse des amerikanischen Freiheitsideals

Joschka Fischer stand während der Eröffnungsveranstaltung Rede und Antwort – gemeinsam mit der Professorin Ulla Haselstein, Direktorin der Graduate School of North American Studies.



Ulrich Dahl

same Export demokratischen Gedankenguts hat dem Kampf um die Gestaltung des Freiheitsgedankens zwischen liberalen und konservativen Kräften neue Intensität verliehen. Die weitreichenden Konsequenzen dieser Entwicklung für das Selbstverständnis der USA und die normativen und institutionellen Grundlagen des internationalen Systems bilden die Horizonte der Forschung an der Graduiertenschule. Dass diese Forschung an einer universitären Einrichtung außerhalb Nordamerikas stattfindet, bietet darüber hinaus die Chance einer vergleichenden Außenperspektive.

Die „Graduate School of North American Studies“ wird über fünf Jahre mit rund einer Million Euro jährlich im Rahmen der Exzellenz-Initiative gefördert. Unter dem Titel „The Challenges of Freedom“ werden mit der neuen Doktorandenausbildung jedes Jahr elf gutdotierte und auf drei Jahre Förderung angelegte Promotionsstipendien international ausgeschrieben.

Eine Chance haben dabei nur exzellente Forschungsprojekte, beispielsweise das historische und gegenwärtige Selbstverständnis der USA, die Entwicklung der Medienlandschaft, die Problematik der illegalen Immigration, die neoliberale Wirtschaftspolitik oder die

Promotionsstipendien werden international ausgeschrieben

zeitgenössische Kunst- und Literaturproduktion der USA und Kanadas. Die Bibliothek

des Kennedy-Instituts, die über die größten und wichtigsten amerikakundlichen Bestände Europas verfügt, bietet den Stipendiaten Zugang zur relevanten Fachliteratur. Der in Deutschland einmalige Zuschnitt des Instituts ermöglicht die besondere Breite förderungswürdiger Promotionsthemen. Denn dort arbeiten Vertreter dreier geistes- und dreier sozialwissenschaftlicher Fächer seit Jahrzehnten in Forschung und Lehre zusammen: Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft, Geschichte, Politische Wissenschaft, Soziologie und Wirtschaftswissenschaft.

Nach der erstmaligen Ausschreibung der Stipendien im November 2006 und der Auswahl der ersten elf Stipendiaten im April 2007 hat die Graduiertenschule vor wenigen Wochen ihren Lehrbetrieb aufgenommen. Dafür wurde eine in unmittelbarer Nachbarschaft zum Kennedy-Institut gelegene Dahlemer Villa zu einem „Graduate Center“ ausgebaut, in dem Seminar-, Arbeits- und Aufenthaltsräume untergebracht sind.

Diese räumliche Konzentration sorgt für kurze Wege und direkte Kommunikation. Und Kommunikati-

Kurze Wege und direkte Kommunikation

on wird großgeschrieben. Denn nach amerikanischem Vorbild wird das Verfassen der Doktorarbeit von einem differenzierten Lehrprogramm begleitet, das ganz auf die Bedürfnisse der Promovierenden angelegt ist: die

Stipendiaten setzen sich in Seminaren mit den für ihre jeweilige Disziplin charakteristischen Forschungsmethoden auseinander, werden aber auch an die Praxis interdisziplinärer Arbeit herangeführt und mit den Perspektiven anderer Disziplinen konfrontiert. Amerikanische und kanadische Gastprofessoren beteiligen sich am Lehrprogramm.

Ein weiterer wichtiger Bereich der Lehre sind Kurse und Workshops, in denen schriftliche und mündliche Präsentationstechniken von Forschungsergebnissen systematisch entwickelt werden. Am Ende des ersten Jahres müssen die Doktoranden eine internationale Graduiertenkonferenz selbstständig planen und ausrichten. Kurz vor Fertigstellung der Dissertation werden die Stipendiaten schließlich Gelegenheit erhalten, Seminare im Bachelor-Programm des Instituts zu halten.

Die Stipendiaten erfahren in der Graduiertenschule eine intensive Betreuung. Für jeden wird individuell ein Mentorenteam zusammengestellt, dem drei Professoren aus unterschiedlichen Disziplinen angehören. Derzeit sind neben den sechs Professorinnen und Professoren des Kennedy-Instituts weitere zwölf

Zur feierlichen Eröffnung der Graduiertenschule hielt der ehemalige Bundesaußenministers Joschka Fischer die Eröffnungsrede.



Ulrich Dahl



In direkter Nachbarschaft zum John-F.-Kennedy-Institut liegt die Graduate School of North American Studies

Prof. Dr. Ulla Haselstein



Ulla Haselstein studierte Anglistik, Germanistik, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Konstanz und Bristol (UK) sowie an der Freien Universität. Im Juli 1988 promovierte sie mit „summa cum laude“ an der Universität Konstanz zum Thema „Entziffernde Hermeneutik. Studien zum Begriff der Lektüre in der psychoanalytischen Theorie des Unbewussten“ und erhielt dafür den Dissertationspreis der

Stadt Konstanz. 1996 folgte die Habilitation an der Freien Universität mit der Habilitationsschrift „Poetik der Gabe. Kulturberührung im literarischen Text“. Ulla Haselstein war unter anderem von 1996 bis 2004 Ordinaria für Nordamerikanische Literaturgeschichte Ludwig-Maximilians-Universität München und ist seit 2004 C4-Professorin für Literatur Nordamerikas am John-F.-Kennedy-Institut. Seit 2006 ist sie Direktorin der Graduiertenschule für Nordamerikastudien an der Freien Universität Berlin – gefördert durch die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Literatur
Lansstraße 7–9
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 540 15
E-Mail: ulla.haselstein@jfki.fu-berlin.de

Hochschullehrer aus verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern der Freien Universität an der Graduiertenschule beteiligt. Sie alle stehen als Mentoren zur Verfügung und kommen mit den Stipendiaten regelmäßig zu Beratungsgesprächen zusammen. Namhafte wissenschaftliche Institutionen aus Berlin und Brandenburg unterstützen die Stipendiaten bei ihren Forschungsvorhaben. In ähnlicher Form haben die American-Studies-Programme amerikanischer Partneruniversitäten wie Harvard, Yale, Stanford, Brown oder North Carolina eine Zusammenarbeit mit der Graduiertenschule vereinbart.

Mentorenteam für Stipendiaten

Information

Ein Graduiertes am JFK

Der Literaturwissenschaftler James Dorson, 29, freut sich auf Interviews mit großen Autoren und darauf, in Berlin deutsch zu lernen: „Einer meiner Dozenten in Kopenhagen hat mir empfohlen, an diesem Programm der Freien Universität Berlin teilzunehmen. Bei mir kommen privates und wissenschaftliches Interesse zusammen. Meine wissenschaftliche Arbeit an der Graduate School geht der Frage nach, wie sich große politische Themen in der amerikanischen Literatur wiederfinden – zum Beispiel der Krieg gegen den Terror. Man kann diesen Begriff als „Erzählung“ der Politik verstehen, die eine allgemeine Stimmung nach dem 11. September beschreibt. Die Literatur macht daraus individuelle Geschichten, sie erzählt von Personen. Mich interessiert zum Beispiel, wie der 11. September oder die Globalisierung die Romanfiguren von Philip Roth oder Don DeLillo beeinflussen. Gerne würde ich dazu einige Autoren interviewen – auch wenn Roth und DeLillo eigentlich keine Interviews geben. Vielleicht klappt das ja bei Autoren wie Ken Kalfus oder Jonathan Franzen, mal sehen. Als amerikanisch-stämmiger Däne kann ich neben meinen Forschungen in Berlin auch noch Deutsch lernen – die Muttersprache meiner Freundin aus Tirol. Vor meinem Aufenthalt in Berlin war ich noch für fünf Monate in China, um dort als Englisch-Lehrer zu arbeiten. Aber jetzt freue ich mich, hier zu sein.“





Zeilen aus einer anderen Zeit

Wie deutsche Auswanderer im 19. Jahrhundert mit ihren Briefen aus den USA Geschichte schreiben

VON OLIVER TRENKAMP

Früher dachten Wissenschaftler, dass Geschichte von großen Männern gemacht wird. Heute sehen sie es anders. Geschrieben wird Geschichte von einfachen Menschen, von Auswanderern auf der Suche nach dem Glück. In Briefen an die zurückgelassenen Familien erzählen sie von ihren Wünschen, Hoffnungen, Träumen, von dem echten Leben in einer neuen Welt. Wissenschaftler der Freien Universität haben Tausende archiviert und analysiert.

Arm sind sie und ungebildet, auf der Suche nach einem besseren Leben. Sie flüchten vor Hunger, Verfolgung und Schulden. In Europa haben sie am Ende des 19. Jahrhunderts keine Zukunft, in Amerika wenig-

Die US-Wirtschaft braucht billige Arbeitskräfte

tens eine Chance. Die Zuwanderer aus der alten Welt sind der Treibstoff für die Konjunktur der Vereinigten Staaten: Die Wirtschaft braucht nach dem Bürgerkrieg und zum Beginn der Hochindustrialisierung billige Arbeitskräfte, um weiter wachsen zu können. Wie ein Verbrennungsmotor saugt sie Einwanderungsströme an und verheizt sie: Die Neu-Amerikaner schufteten als Näherinnen und Fabrikarbeiter, als Prostituierte und Köche;

Andrang und Aufbruch: 1909 hält der Fotograf Johann Hamann fest, wie sich von Hamburg aus viele Auswanderer auf den Weg in ein neues Leben machen.

BallinStadt: Hamburg



sie rollen Zigaretten von Hand, sie entladen Kähne, sie zimmern Särge – oft schlecht bezahlt, häufig mehr als zwölf Stunden täglich. Wer krank wird und nicht zur Arbeit erscheint, bekommt keinen Lohn.

Trotz der zum Teil katastrophalen Arbeitsbedingungen reißt der Zuwanderungs-Strom nicht ab. Immer neue Rekorde verzeichnet die Einwanderungsstatistik: Im Jahr 1842 kommen zum ersten Mal mehr als 100.000 Menschen, acht Jahre später sind es bereits mehr als 300.000, 1882 fast 800.000. Etwa 19 Millionen kommen im Laufe des gesamten 19. Jahrhunderts, bis 1924 ist die Zahl auf 36 Millionen Menschen angewachsen – allein aus Europa. Die deutschen Kleinstaaten und Städte werden zu Auswanderungsgebieten: Zwischen 1820 und 1914 siedeln fünf Millionen Deutsche über.

Eine zeitgenössische Autorin schreibt in einem Gedicht über die Freiheitsstatue: „Schickt mir eure müden, eure armen, eure unterdrückten Massen.“ Und sie kommen in Massen – ein bestochener Richter in New York bürgert an einem Tag 2.000 Einwanderer ein, jede Minute drei. Ein Journalist schreibt: „Schneller als ein Schlachthof in Cincinnati Schweine zerlegt.“

Für all die Neuankömmlinge gibt es nur einen Weg, den Kontakt zur alten Heimat zu halten: per Post. Den zurückgelassenen Familien in Europa berichten sie von ihren Wünschen, ihren Träumen, ihren Nöten und Ängsten. Die Grammatik und Rechtschreibung dieser Auswandererbriefe ist so abenteuerlich wie ihre Geschichten und Eindrücke.

Der einzige Weg in die Heimat – per Post

„Ich bin ein Knecht gewesen 2 Monat in Newyork“, schreibt einer im Februar 1864, „dort habe ich die mehrsten Thränen geweint in meinen Leben.“ Eine andere wendet sich 1884 an eine daheim geliebene Freundin: „Donnerwetter hab ich noch ganz vergessen zu erzählen was es hier für schöne Früchte in Kamerika giebt.“ Das orthografische Chaos ist ein historischer Schatz – die Auswanderer-Briefe sind für Wissenschaftler von heute höchst ergiebig. Spätestens seit den 1970er Jahren nämlich hat sich das Geschichtsverständnis umfassend gewandelt: Historiker interessieren sich nicht mehr nur für Worte und Taten großer Männer, sondern auch für das Leben der einfachen Leute. Die haben allerdings selten Anlass gehabt, der Nachwelt etwas Schriftliches zu hinterlassen. Warum hätte ein Bauer etwas über seine Arbeit schreiben sollen? In vielen Dokumenten und Archiven kommen einfache Menschen deshalb meist nur als Nummern vor, als statistische Größe. Ausführlicher erwähnt wird häufig nur, wer ein Verbrechen verübte.

Anders die Auswanderer: Viele schrieben regelmäßig und ausführlich über ihren Alltag in einer neuen Umgebung. „Der hohe Quellenwert von Auswanderer-Brie-

fen, noch vor 30 Jahren kaum beachtet, ist heute unbestritten“, sagt Ursula Lehmkuhl, Professorin für die Geschichte Nordamerikas und Erste Vizepräsidentin

Alltag in einer neuen Umgebung

der Freien Universität. Sie leitet ein Forschungsprojekt, in dessen Rahmen solche Briefe gesammelt, transkribiert und ausgewertet werden. „Sie sind nach wie vor neben den wenigen erhaltenen Tagebüchern die einzigen zeitgenössischen und tatsächlich subjektiven sozialgeschichtlichen Zeugnisse für die Prozesse der Auswanderungsentscheidung“, sagt Lehmkuhl.

In den 1980er Jahren entstand in Bochum die mit Abstand weltweit bedeutendste Sammlung von deutschen Auswandererbriefen. Sie umfasst gut 5.000 veröffentlichte und etwa 7.000 unveröffentlichte Briefe. Eine zentrale Schwäche: Nahezu alle Briefe stammen aus westdeutschen Gebieten. Als die Sammlung zustande kam, konnten die Wissenschaftler nicht in der DDR nach Briefen fahnden. Ursula Lehmkuhl und ihr Team vom John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität haben das in Zusammenarbeit mit der Forschungsbibliothek Gotha nachgeholt.

Briefe aus Amerika nach Ostdeutschland

In einem „Neue-Länder-Projekt“ haben sie Briefe aus Amerika nach Ostdeutschland gesammelt und erschlossen. In mühevoller Kleinarbeit haben Senioren, die noch Sütterlin entziffern können, ehrenamtlich 4.000 Briefe transkribiert, sodass sie hinterher digitalisiert werden konnten. Die Richtlinien waren streng: Sprachliche Besonderheiten, auch Rechtschreibfehler und krude Grammatik, sollten erhalten bleiben – nur so kann auch die sprachliche Entwicklung untersucht werden.

Darüber hinaus untersuchen die Wissenschaftler, welche kommunikativen Funktionen die Auswandererbriefe haben. „Es ist ungeheuer spannend, zu analysieren, wie der Familienzusammenhalt aufrecht erhalten wurde“, sagt Ursula Lehmkuhl. Sie hat in vielen Briefen „eine Art Kaffee-und-Kuchen-Narrativ“ entdeckt: Die Auswanderer schreiben so, als würden sie sich von Angesicht zu Angesicht mit dem Adressaten unterhalten, als würden sie bei Kaffee und Kuchen zusammensitzen.

Die Ergebnisse der Forschung zu den Auswandererbriefen werden nach und nach veröffentlicht. Im Mittelpunkt einer geplanten Veröffentlichung steht eine Serie von mehr als 200 Briefen, die mit einem Auswanderer aus dem thüringischen Raum begann: Johann Heinrich Carl Bohn, geboren am 21. Juli 1816. Der ist zwar alles andere als der Prototyp des armen, mittellosen Flüchtlings, aber seine Familie schreibt fleißig, und ein entfernter Nachfahre hat alles aufbewahrt – eine für die Wissenschaft glückliche Konstellation.



Post vom anderen Ende der Welt: Auswandererbriefe sind als historische Quelle unersetzlich.

Aus den Briefen und Erzählungen des Nachfahren – sein Name ist Roland Wehrmann, er ist heute weit über 80 Jahre alt – ergibt sich ein ziemlich umfassendes Bild der Auswandererfamilie Bohn, das durch Recherchen in zahlreichen Archiven und nach der Durchsicht anderer Quellen weitgehend bestätigt werden konnte. Die Geschichte lässt sich so erzählen: Johann Heinrich Carl Bohn ist in der Mitte seines Lebens ein politisch enttäuschter Mann. Als Lokalpolitiker hatte der Landwirt versucht, in den Jahren 1848 und 1949 eine liberalere Verfassung in seiner Heimat durchzusetzen. Er lebt in Remptendorf, einem kleinen Ort im Fürstentum Reuß älterer Linie – ein winziger Flicker im bunten Teppich, der damals die Landkarte der deutschen Klein- und Kleinststaaten bildet. Bohn ist ein wohlhabender Grundbesitzer und schafft es, in den verfassungsgebenden Landtag gewählt zu werden. Das ist zwar nicht die Nationalversammlung

Die Familie Bohn – politische Abenteurer

in Frankfurt, aber immerhin: Die Revolution erreicht das heutige Thüringen. Bohn verhandelt mit dem Fürsten, unterschreibt Petitionen – doch durchsetzen kann er sich nicht. Die reaktionären, beharrenden Kräfte obliegen, eine neue Verfassung gibt es vorerst nicht. Später wird Bohn schreiben: „Der guthmüthige Deutsche erträgt alles mit Gedult, zieht am Staatskarren wie ein Stier, läst auf sich losfahren wie einen Bähr, u sich zuletzt schlagen Wie einen Hund.“

Bohn ist weder arm, noch wird er verfolgt. Doch wie für viele „48er“ wiegt die Enttäuschung über die geschei-

**Politisch enttäuscht,
aber nicht verfolgt**

terte deutsche Revolution so schwer, dass er beschließt, einen Neuanfang zu wagen. Die demokratisch verfasste Gesellschaft in den USA, das ist sein Ziel, dort will er sein Glück versuchen, sich eine neue Existenz aufbauen. Haus und Hof in Remptendorf verkauft er und reist 1852 zusammen mit seiner Frau, den sechs Kindern, seiner Mutter und der Familie seiner Schwester nach Hamburg. Ein umgebauter Frachtsegler namens „Pumgusstück“ bringt den Klan nach New York, von dort aus geht es weiter nach Ohio.

Dort bringt er es als Farmer – und wohl auch durch Geld- und Grundstücksspekulationen – zu einigem Reichtum. Doch der Kontakt nach Remptendorf reißt

nicht ab – allein von ihm sind neun Briefe erhalten. Aus der Ferne kommentiert er gewohnt bissig die politischen Verhältnisse: „Es ist uns Bekannt das sich die Regierungen Deutschlants alle mühe geben um die Abschreckendsten Beispiele über Amerika zu Verbreiten.“

In den Vereinigten Staaten aber könne es jeder schaffen: „Es kommt das immer auf das Verhalten einer Familie selbst an, meine Nachbarn sind wenigstens 99 Procent besser wie in Remptendorf.“ Nach dem Tod seiner Frau reist er in die Heimat und heiratet erneut. Insgesamt zeugt er 16 Kinder.

Zwei Söhne, die aus der zweiten Ehe hervorgehen, setzen später die vom Vater begründete Tradition des politischen Engagements fort. Frank und William E. Bohn interpretieren die 48er-Jahre des Vaters als, im doppelten Wortsinn, roten Faden: Sie selbst setzen sich für die „Socialist Party“ in den Vereinigten Staaten ein – „nicht als kommunistische Hardliner, sondern eher sozialdemokratisch geprägt“, wie Jan Heine sagt, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Briefprojekts an der Freien Universität. Die Gebrüder Bohn engagieren sich in der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Während ihre Brüder vor allem daran arbeiten, das eigene Vermögen zu vermehren und als Hotelbroker und Sägewerkbesitzer Karriere zu ma-

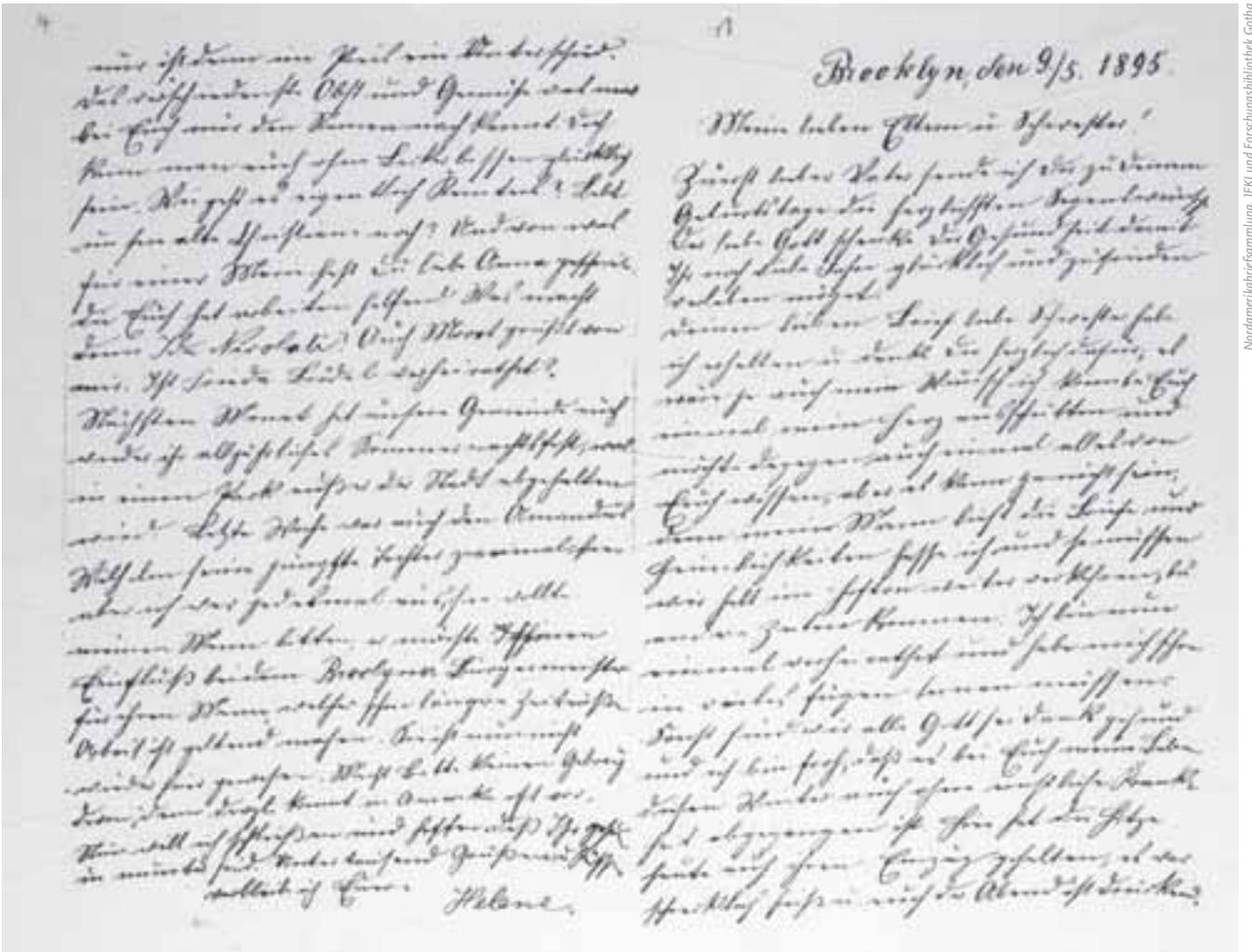
**Der rote Faden:
Sozialismus**

**WILLKOMMEN IN
GUT INFORMIERTEN
KREISEN.**

„WissensWerte“ - Wissenschaft zum Hören.
Immer Sonntag 9.25 Uhr und Montag bis Freitag 9.55 Uhr.

[93,1

INFORadio^{rbb}
Nachrichten mit Hintergrund



Original und Transkript: Die Auswandererbriefe wurden von 20 ehrenamtlich arbeitenden Senioren abgetippt – nur sie konnten noch Sütterlin entziffern.

Brooklyn, den 9./5. 1895.
Meine lieben Eltern u Schwester!

Zuerst lieber Vater sende ich Dir zu Deinem /
Geburtstage die herzlichsten Segenswünsche
/ Der liebe Gott schenke Dir Gesundheit damit
/ Ihr noch viele Jahre glücklich und zufrieden /
verleben möget. /
Deinen lieben Brief liebe Schwester habe / ich
erhalten u. danke Dir herzlich dafür; es / wäre ja
auch mein Wunsch ich könnte Euch / einmal mein
Herz ausschütten und / möchte dagegen auch
einmal alles von / Euch wissen, aber es kann ja
nicht sein, / denn mein Mann liest die Briefe und /
Heimlichkeiten hasse ich und so müssen / wir halt
im Hofton weiter verkehren, bis / andere Zeiten
kommen. Ich bin nun / einmal verheirathet und
habe mich schon / in vieles fügen lernen müssen.
/ Sonst sind wir alle Gott sei Dank gesund / und
ich bin froh, daß es bei Euch meine Lieben /
diesen Winter auch ohne ernstlich Krank= /
heit abgegangen ist. Hier hat die Hitze / heute auch
ihren Einzug gehalten, es war schrecklich heiss u.
auch der Abend ist drückend.

Seite 2:
Letzten Montag war ich mit meinem / Mann
auf dem Kirchhof wir haben das / Grab meines
Schwiegervaters zurecht ge= / macht, es steht
alles in voller Blüthe; die / Bäume sind wie
beschnitten, es ist eine Pracht / an den herrlichen
kleinen Orten vorbei / zu fahren. Heute war ich
mit meiner Schwieger= / mutter ausgegangen,
wir haben Unter= / wäsche eingekauft. Für

diesen Sommer habe ich / mir wieder ein schwarz
seidenes [Grenadien] / Kleid gemacht; mit
einfachen Rock und garnierter / Taille. Hüte haben
hier eine enorm große Façon / u so habe ich auch
einen großen schwarzen / Spitzenhut mit einen
einfachen grünen / Zweig. Auch eine schillerige
seidenen Blouse habe / ich mir zu einen schwarzen
Rock gemacht. / Ich bin recht froh, daß ich meine
Näherei fast / alle im kühlen Wetter beseitigt habe,
denn / in der Hitze hat man gerade mit waschen
u / bügeln u der übrigen Hausarbeit gerade /
genug zu thun. Jedesmal wenn der schöne Mai
wiederkehrt kommen auch wieder / die schönen
Erinnerungen zurück, wie / oft habe ich doch mit
Anna Wachsmuth die /
Seite 3:
schönen Maisonntagmorgen auf dem / Feld
zugebracht, wo wir von der Zukunft / schwärmten
u. wie ganz anders ist alles, alles / geworden. Ich
träume überhaupt so oft von / Anna Wachsmuth.
Bitte grüßt ihre Mutter / recht herzlich von mir,
wie würde sich wohl / Anna über die kleine Nichte
freuen. Bertha / bekommt auch schon das zweite
Kind, dieses / ist erst 14 Monate u. hier machen die
Kinder / viel mehr Arbeit, als in Deutschland. Die
Hitze / läßt die Kinder nicht zur Ruhe kommen,
/ so daß die Eltern oft die Nächte hindurch mit
/ den kleinen auf der Straße zubringen müssen,
/ u. am Tage ist es erst nicht in den Zimmern /
auszuhalten. Unser Gärtchen ist auch wieder /
recht hübsch in Ordnung, dieses Jahr hat ihn ein /
Iteliäner gemacht. Das Rundtheil ist überschüttet
/ mit Veilchen die Wege sind mit Rosen einge= /

fast u auf den Beeten blüth auch schon / allerlei.
Heute Abend hatten wir Spargel= / salat, da habe
ich an Euch gedacht u Euch welchen / gewünscht.
Man kann hier überhaupt das ganze / Jahr über
alles haben, wenn es nicht hier gebaut / wird, so
kommt es in wenigen Tagen aus den / Süden. /
Seite 4:
nur ist dann im Preis ein Unterschied. / Das
verschiedenste Obst und Gemüse was man / bei
Euch nur den Namen nach kennt. Doch / kann
man auch ohne Leckerbissen glücklich / sein. Wie
geht es eigentlich Kempters? Lebt / unsere alte
Christiane noch? Und von was / für einer Marie
hast Du liebe Anna geschrieb. / die Euch hat
arbeiten helfen? Was macht / denn Ida Nicolali?
Auch Moors grüßt von / mir. Ist Frieda Brödel
verheirathet? /
Nächsten Monat hat unsere Gemeinde auch /
wieder ihr alljährliches Sommernachtsfest, was /
in einen Park außer der Stadt abgehalten / wird.
Letzte Woche war auch den Amandus / Wilhelm
seine jüngste Tochter zweimal hier / aber ich war
jedes Mal aus, sie wollte / meinen Mann bitten,
er möchte seinen / Einfluß bei dem Broolyner
Bürgermeister / für ihren Mann, welcher schon
längere Zeit außer / Arbeit ist geltend machen. Sie
ist nun nicht / wieder hier gewesen. Macht bitte
keinen Gebrauch / davon; denn dergl. kommt
in Amerika oft vor. / Nun will ich schließen und
hoffen daß Ihr gesund / u munter seid. Unter
tausend Grüßen und Küssen verbleibe ich Eure
Helene.

chen, zieht es Frank und William in die akademische Welt. Beide studieren, promovieren sogar, und lehren an Universitäten und Einrichtungen der Arbeiterbildung. William gibt die Zeitschrift „New Leader“ heraus, beruft sich in seinen Texten ausdrücklich auf den Vater und dessen „German Revolution“ und das „Scheitern der Demokratie in Deutschland“.

Sein Bruder Frank arbeitet kurz als Korrespondent der „New York Times“, später vertritt er während des Ersten Weltkrieges die deutschen Sozialdemokraten auf einem Kongress in Paris. Weitaus gefährlicher ist sein Engagement im Zweiten Weltkrieg: Bei geradezu abenteuerlichen Operationen schleust er deutsche und österreichische Sozialdemokraten von Marseille aus in die USA, um sie vor der NS-Verfolgung zu retten.

Prof. Dr. Ursula Lehmkuhl



Ursula Lehmkuhl studierte Romanistik, Vergleichende Literaturwissenschaft und Geschichtswissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum und der Universität/GHS Siegen. 1985 bis 1990 folgten Promotionsstipendien (unter anderem der Studienstiftung des Deutschen Volkes und der Deutschen Historischen Institute in London und Washington). 1990 Promotion in Neuerer Geschichte, Thema „Kanadas Weg nach

Asien: Der Colombo-Plan, das New Commonwealth und die Rekonstruktion des Sterlinggebietes, 1949–1952“. Zwischen 1991 und 1992 Lehraufträge an der Universität Bremen und der Ruhr-Universität Bochum. Von 1992 bis 1998 Wissenschaftliche Mitarbeiterin/Assistentin, Internationale Politik, Ruhr-Universität Bochum. Von 1996 bis 1997 Lehrstuhlvertretung Internationale Politik, Universität Konstanz. 1997 Habilitation an der der Ruhr-Universität Bochum. Thema „Pax Anglo-Americana: Machtstrukturelle Grundlagen anglo-amerikanischer Asien- und Fernostpolitik in den 1950er Jahren“. 1998 folgte der Ruf auf den Lehrstuhl für Nordamerikanische Geschichte der Universität Erfurt, 2002 der Ruf auf den Lehrstuhl für Neuere Geschichte am John-F.-Kennedy-Institut. Seit Februar 2007 ist Ursula Lehmkuhl Erste Vizepräsidentin der Freien Universität Berlin.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Geschichte
Lansstraße 7–9
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 526 04
E-Mail: lehmkuhl@jfki.fu-berlin.de



Die Fackel der Freiheit hält sie in den Händen. Für die Auswandererinnen aus Europa der Beginn eines neuen Lebens.

Noch in hohem Alter ist er politisch aktiv und macht Wahlkampf für die Kennedys. 21 Mitglieder der Familie Bohn und deren Nachkommen haben in Briefen von all den Erlebnissen berichtet. Die Serie beginnt am 6. März 1856, als Johann Heinrich Carl Bohn seinem Schwager zum ersten Mal schreibt, und endet erst in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. Noch heute besuchen sich der amerikanische und der thüringische Familienzweig gegenseitig. 150 Jahre ganz persönliche Familiengeschichte, die vieles widerspiegelt von dem, was die ganze Welt bewegte. Doch die Briefserie ist nur einer von vielen Schätzen, die in der Sammlung der Auswandererbriefe lagern und noch darauf warten, geborgen und ausgewertet zu werden.

**Familiengeschichte spiegelt
Weltgeschichte wider**

☞ Helfen Sie mit ☞

Das Sammeln von Auswandererbriefen ist noch lange nicht abgeschlossen. Doch die Zeit drängt: Je länger man wartet, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass Briefe verloren gehen – zum Beispiel bei Umzügen oder Wohnungsaufösungen. Der Bestand an Briefen im Privatbesitz schrumpft rapide. Wer Auswandererbriefe besitzt oder Hinweise geben kann, wird gebeten, sich an die Forschungsbibliothek Gotha, Handschriftenabteilung, Nordamerika-Briefsammlung, Postfach 100130, 99851 Gotha zu wenden. Weitere Informationen: www.auswandererbriefe.de





Europa und die USA

Von der Kunst, amerikanischen Kosmopoliten und
dem gesündesten Sohn unter Uncle Sam's Adoptivkindern

Der europäische Blick auf die USA

Alexis de Tocqueville und die Suche nach Anerkennung

WINFRIED FLUCK

Europäische Reiseberichte über die USA waren seit dem 18. Jahrhundert ein blühendes Genre, und europäische Analysen der amerikanischen Gesellschaft sind inzwischen Legion. Doch kein Buch hat bis heute die Bedeutung von Alexis de Tocquevilles „Über die Demokratie in Amerika“ erreicht. Der Einfluss und Stellenwert des Buches sind nicht hoch genug einzuschätzen. Das gilt auch für die USA selbst, in denen Tocqueville dem konservativen Lager als Gewährsmann für die Analyse amerikanischer Besonderheit erscheint – und linken Kulturkritikern als willkommene Quelle für eine Kritik am amerikanischen Individualismus.

Der Aristokrat Tocqueville war ursprünglich in die USA gereist, um das dortige Gefängnisssystem zu studieren, das zu jener Zeit als das fortschrittlichste der Welt galt. Paradoxiertweise war es gerade die „olympische“, von Herablassung nicht immer freie Perspektive des Aristokraten, die Tocqueville den Blick dafür schärfte, dass mit dem politischen System der Demokratie eine grundlegende Veränderung nicht nur in den politischen Institutionen, sondern in allen Lebensbereichen verbunden war.

Im 1835 erschienenen ersten Band des Buches, der diesem Ruf und Einfluss zugrundeliegt, lieferte er eine umfassende Beschreibung der politischen und rechtlichen Institutionen des neuen Systems der Demokratie und begründete damit die moderne Politikwissenschaft. Die Demokratie bestand für Tocqueville jedoch aus mehr als nur Institutionen. Im zweiten Band, der 1840 erschien, wird daher der Versuch einer systematischen Beschreibung der Auswirkungen der Demokratie auf das soziale und kulturelle Leben unternommen. Diese fast ethnografisch zu nennende Bestandsaufnahme lässt sich als Wegbereiter der modernen Kulturwissenschaft verstehen.

Viele Beobachtungen Tocquevilles sind von ungebrochener Aktualität und Relevanz. Dass eine wiederkehrende Gefahr der Demokratie in einer „Tyrannei der

Ungebrochene Aktualität und Relevanz

Mehrheit“ bestehen kann, hat sich gerade am amerikanischen Beispiel mehrfach (und neuerdings wieder) gezeigt und ist zum Ausgangspunkt einer reichhaltigen Literatur zur Entstehung von Hysterie, Paranoia und anderen Formen des Gruppenzwangs geworden.

Tocqueville war es auch, der den Begriff des Individualismus zum ersten Mal als Kategorie der Kulturanalyse benutzte und das Paradoxon herausarbeitete, dass die Demokratie nicht notwendigerweise Solidarität und Brüderlichkeit hervorbringt, sondern auch einen Individualisierungsprozess in Gang setzt, der das politische System vor völlig neue Probleme stellen kann.

Dagegen hat eine weitere Einsicht Tocquevilles in soziale und kulturelle Konsequenzen der Demokratie noch nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die sie verdient – vielleicht, weil Tocqueville in diesem Fall nur gedankliche Anstöße, aber keine systematische Analyse geliefert hat. Ausgangspunkt kann hier der berühmte erste Satz des Buches sein: „Unter den neuen Erscheinungen, die während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten meine Aufmerksamkeit erregten, hat keine meinen Blick stärker gefesselt als die Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen.“ Man hat diesen Satz in aktuell-kritischen Reinterpretationen der amerikanischen

Bis heute ist die Bedeutung des Buchs „Über die Demokratie in Amerika“ des Aristokraten Tocqueville unerreicht.



Bridgeman Berlin

Ökonomische und soziale Ungleichheit

Geschichte als liberale Naivität (miss-)verstanden, als sei dem Aristokraten Tocqueville während seiner dreimonatigen Reise durch die USA entgangen, dass die amerikanische Gesellschaft zu jener Zeit längst durch große ökonomische und soziale Ungleichheit gekennzeichnet war. Tocqueville geht es jedoch aus der Perspektive europäischer Ständegesellschaften um etwas Grundsätzliches, nämlich um die Abschaffung von Standesunterschieden: Niemand kann nunmehr den Anspruch erheben, aufgrund seiner Geburt und Standeszugehörigkeit mehr wert zu sein als andere. Wenn diese Basis gesellschaftlicher Anerkennung jedoch unterminiert wird, dann stellt sich die Frage, wie soziale Anerkennung anders begründet werden kann. Da das Individuum nicht mehr auf tradierte Quellen zurückgreifen kann (oder muss), wird es nunmehr gezwungen, seinen Wert gegenüber anderen selbst zu demonstrieren. Die Suche nach Anerkennung rückt

auf diese Weise ins Zentrum des gesellschaftlichen Lebens und erhält eine völlig neue Dynamik, der Tocqueville die Rastlosigkeit der amerikanischen Demokratie zuschreibt, wie auch die starke Dominanz der öffentlichen Performanz bereits im Amerika des 19. Jahrhunderts. Vor allem aber entsteht auf diese Weise ein Grundkonflikt demokratischer Gesellschaften, in denen sich die Forderung nach Gleichheit und die Notwendigkeit zur Unterscheidung von anderen unaufhörlich in die Quere kommen.

Erkennt man die konstitutive Rolle der Suche nach Anerkennung für die amerikanische Gesellschaft, dann wird auch verständlich, warum Demokratisierungsprozesse in den USA selten klassenkämpferisch waren, sondern vom Anspruch ethnischer und geschlechtsspezifischer Gruppen auf volle gesellschaftliche Anerkennung angetrieben worden sind. Diese sozialen Bewegungen hatten wiederum Wirkung auf kritische Gesellschafts-

Volle gesellschaftliche Anerkennung

theorien in Europa und haben insbesondere einen Paradigmenwechsel in der Diskussion von Kriterien sozialer Gerechtigkeit eingeleitet – weg vom Distributionsparadigma hin zum Kriterium voller Anerkennung. Für die Analyse der amerikanischen Kultur eröffnet sich hier die Perspektive, deren Geschichte nicht mehr als exzeptionalistischen Sonderweg, sondern als Kulturgeschichte moderner Anerkennungsansprüche neu zu schreiben. Die Demokratie würde dabei nach wie vor im Mittelpunkt stehen, aber nicht im Sinne eines Garants von Gleichheit, sondern gerade umgekehrt, als der Ort, an dem die Anerkennungsansprüche des Individuums „entfesselt“ worden sind.

Prof. Dr. Winfried Fluck



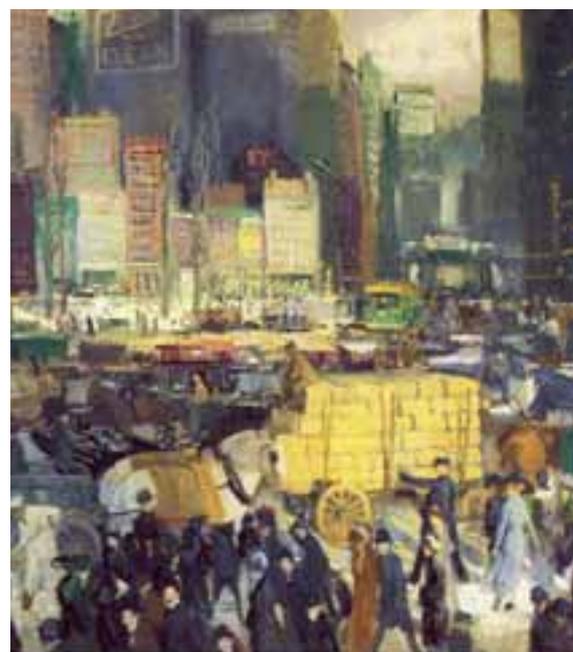
Winfried Fluck studierte von 1963 bis 1970 Anglistik, Amerikanistik und Germanistik an der Freien Universität, der Harvard University und der University of California, Berkeley. 1972 promovierte er mit dem Thema „Ästhetisches Vorverständnis und Methode. Eine Untersuchung am Beispiel der amerikanischen Huck-Finn-Kritik“. Von 1972 bis 1977 Wissenschaftlicher Assistent am John-F.-Kennedy-Institut, Abtei-

lung Kultur, dort von 1978 bis 1983 Assistenzprofessor. Zwischen 1979 und 1981 Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, von 1979 bis 1980 Visiting Scholar an der Harvard University, von 1980 bis 1981 Visiting Scholar an der Yale University. 1983 folgte die Habilitation an der Freien Universität. Bis 1989 lehrte Winfried Fluck englische und amerikanische Literaturgeschichte an der Universität Konstanz. Seit 1989 Professor für amerikanische Kultur an der Freien Universität. Die Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeit liegen in Kulturtheorien und Theorien der American Studies, Perioden und Themen der amerikanischen Kulturgeschichte, Film und amerikanische Populärkultur sowie der amerikanischen Malerei.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut, Abteilung Kultur
Lansstraße 7–9
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 542 40
E-Mail: fluck@zedat.fu-berlin.de

Suche nach Anerkennung in New York (Bellows 1911, New York).



prometheus

American Cosmopolitanism

Weltbürgerdiskurse in der amerikanischen Kultur vom 18. bis zum 21. Jahrhundert

HANNAH SPAHN

Die Vereinigten Staaten von Amerika – eine kosmopolitische Nation? Seit ihren Anfängen prägte der potenzielle Widerspruch einer Nation von Weltbürgern die Auseinandersetzung der US-Amerikaner mit ihrer Identität. Die amerikanische Revolution war Teil einer Epoche, in der einerseits der moderne Begriff der „Nation“ entstand, andererseits jedoch hellenistische Konzeptionen des „Kosmopoliten“ wiederbelebt und modifiziert wurden. Das aufklärerische Spannungsverhältnis zwischen dem Partikularen und dem Universalen, zwischen Bürger- und Menschenrechten, warf Fragen zum Verständnis des amerikanischen (Welt-)Bürgers auf, die teilweise bis heute bedeutsam sind.

Allerdings ging das kosmopolitische Denken der Zeitgenossen selten so weit, wie es heutige Befürworter eines moralischen Weltbürgertums fordern. Mit einigen Ausnahmen – wie Crèvecoeurs Definition Amerikas als „asylum“ für westeuropäische Einwanderer – betrafen die dominanten Ausprägungen des aufklärerischen Kosmopolitismus in erster Linie Angloamerikaner.

In diesem Kontext ließ sich die amerikanische Unabhängigkeit selbst, die universalistisch begründete Trennung der familiären Bindungen an das englische Mutterland, als kosmopolitische Handlung formulieren. Ein weiteres zentrales Anliegen der amerikanischen Gründergeneration, das für sie weltbürgerliche Dimensionen hatte (und heute häufig mit dem Ringen um ei-

ne europäische Verfassung verglichen wird), zeigte sich in den Kontroversen um die Bundesverfassung von 1787: die Vermittlung einzelstaatlicher Interessen innerhalb einer amerikanischen Union, welche die quasi nationalen „inferior concerns“ (Thomas Paine, einer der Gründerväter der USA) des Lokalen und Partikularen überwinden sollte.

Auf Grundlage dieses kosmopolitischen Nationalverständnisses entwickelten sich in den nächsten beiden Jahrhunderten sehr unterschiedliche amerikanische Weltbürgerdiskurse. Die französische Revolution und ihre Folgen (wie die Unabhängigkeit von Haiti) verwiesen auf das noch heute aktuelle Problem der Exportfähigkeit republikanischer Prinzipien. Thomas Jefferson, der 1789 an der französischen Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte beteiligt war, formulierte im frühen 19. Jahrhundert seine Lösung eines „republican millennium“: das friedliche Nebeneinander unabhängiger Republiken als Ziel einer nach amerikanischem Muster ablaufenden revolutionären Weltgeschichte. Für die exemplarische Funktion Amerikas in diesem universalhistorischen Entwurf war das Bemühen um eine weltbürgerliche Ästhetik von großer Bedeutung – ob in den amerikanischen Gründungsdokumenten, der neuen revolutionären Geschichtsschreibung oder einer klassizistischen Architektur. Neben dem politisch-historischen Kontext wurden kosmopolitische Vorstellungen dadurch zunehmend auch auf literarischem und ästhetischem Gebiet relevant.

**Kosmopolitisches
Nationalverständnis**

Die Unterzeichnung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung kann als kosmopolitische Handlung verstanden werden. Gemälde von John Trumbull, 1787, New Haven, Yale University Art Gallery.



bridgeman berlin

Die in der Encyclopédie ironisch definierte Figur des bindungslosen Weltbürgers fand Eingang in die amerikanische Literatur: von Washington Irving's Geoffrey Crayon zu Henry James' Ralph Touchett oder Ernest Hemingways Jake Barnes. Kosmopolitismus als ambivalent erfahrener Lebensstil einer „republic of letters“ prägte besonders das Genre der amerikanischen Reise-

Figur des bindungslosen Weltbürgers

literatur, in dem namhafte amerikanische Schriftsteller des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – neben den oben genannten beispielsweise Ralph Emerson, Margaret Fuller, Nathaniel Hawthorne, Herman Melville, Mark Twain, William Dean Howells, William Wharton oder Henry Adams – autobiographische Konstruktionen mit der Erprobung fremder kultureller Wahrnehmungsformen verbanden. Auch nach dem ersten Weltkrieg suchte eine Avantgarde amerikanischer „expatriates“ Abstand von der als provinziell empfundenen amerikanischen Kultur. Neben der modernistischen Öffnung des Romans zeigte sich deren kosmopolitische Ästhetik in Neuerungen auf dem Gebiet der Lyrik: ob in den durch William James'

Information

Zu diesem Themengebiet arbeitet die Autorin am John-F.-Kennedy-Institut im Rahmen eines DFG-Projekts mit dem Titel „American Cosmopolitanism(s)“.

pragmatische Philosophie beeinflussten Sprachexperimenten einer Gertrude Stein oder in der Gelehrsamkeit T. S. Eliots und Ezra Pounds, deren Dichtungen unterschiedlichste Sprachen, Kulturen und Epochen zusammenführten.

Heutigen anti-elitären Weltbürgerdiskursen kommt vielleicht eine Tradition des amerikanischen Kosmopolitismus am nächsten, deren Wurzeln weit zurückreichen: der anfänglich erzwungene „enforced cosmopolitanism“ der Afro-Amerikaner. Über zwei Jahrhunderte begegneten Autoren wie Olaudah Equiano, Frederick Douglass, William Wells Brown, W. E. B. Du Bois, Alain Locke, Ralph Ellison oder Toni Morrison

Tradition des amerikanischen Kosmopolitismus

den Folgen der kulturellen Entwurzelung durch die Sklaverei mit komplexen Texten, die oft widersprüchliche Weltbürgerdiskurse in Zusammenhang brachten: liberale oder radikale Gleichheitsforderungen, amerikanische oder panafrikanische Zugehörigkeiten, Betonungen kultureller Angleichung oder Differenz. In der Heterogenität verschiedener „Universalismen“ nahmen sie so zum Teil aktuelle Versuche vorweg, kosmopolitische Vorstellungen zu rehabilitieren und ihr skeptisch betrachtetes universalistisches Gepäck in einen postkolonialen Zusammenhang einzubetten – wie es etwa Bruce Robbins formuliert hat: „Like nations, cosmopolitanisms are now plural and particular.“ Das Forschungsprojekt in der Abteilung Kultur des John-F.-Kennedy-Instituts der Freien Universität will zur Debatte um die Beschaffenheit dieser Pluralität im amerikanischen Kontext einen Beitrag leisten.

Gertrude Stein, fotografiert von Carl Van Vechten, 1935. Sie modernisierte die amerikanische Literatur.



Dr. des. Hannah Spahn



Von 1994 bis 2001 Studium der Amerikanistik/Anglistik, Romanistik und Germanistik an der Universität Freiburg, dem Mount Holyoke College, der University of Massachusetts at Amherst und der Freien Universität. Magisterarbeit zum Thema: Thomas Jefferson und die Sklaverei: Verrat an der Aufklärung? (erschienen in *Berliner Beiträge zur Amerikanistik*, 2002). 2003 Fellow am International Center for Jefferson

Studies in Charlottesville, Virginia. 2007 Promotion an der Freien Universität zum Thema: Time will Outlive this Evil also. Jefferson, Slavery, and the Problem of Temporality. Seit 2006 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Abteilung Kultur des John-F.-Kennedy-Instituts. Dort seit 2007 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rahmen des DFG-Projekts „American Cosmopolitanism(s)“. Forschungsschwerpunkte: amerikanische Weltbürgerdiskurse, afroamerikanische Literatur, Zeit- und Geschichtsphilosophie der Aufklärung, Kulturgeschichte der Sklaverei.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Kultur
Lansstr. 7–9
Tel.: 030 – 838 527 01
E-Mail: hspahn@zedat.fu-berlin.de

Der gesündeste Junge unter Uncle Sam's Adoptivkindern?

Deutsche Immigranten und das amerikanische Demokratieversprechen

FRANK MEHRING

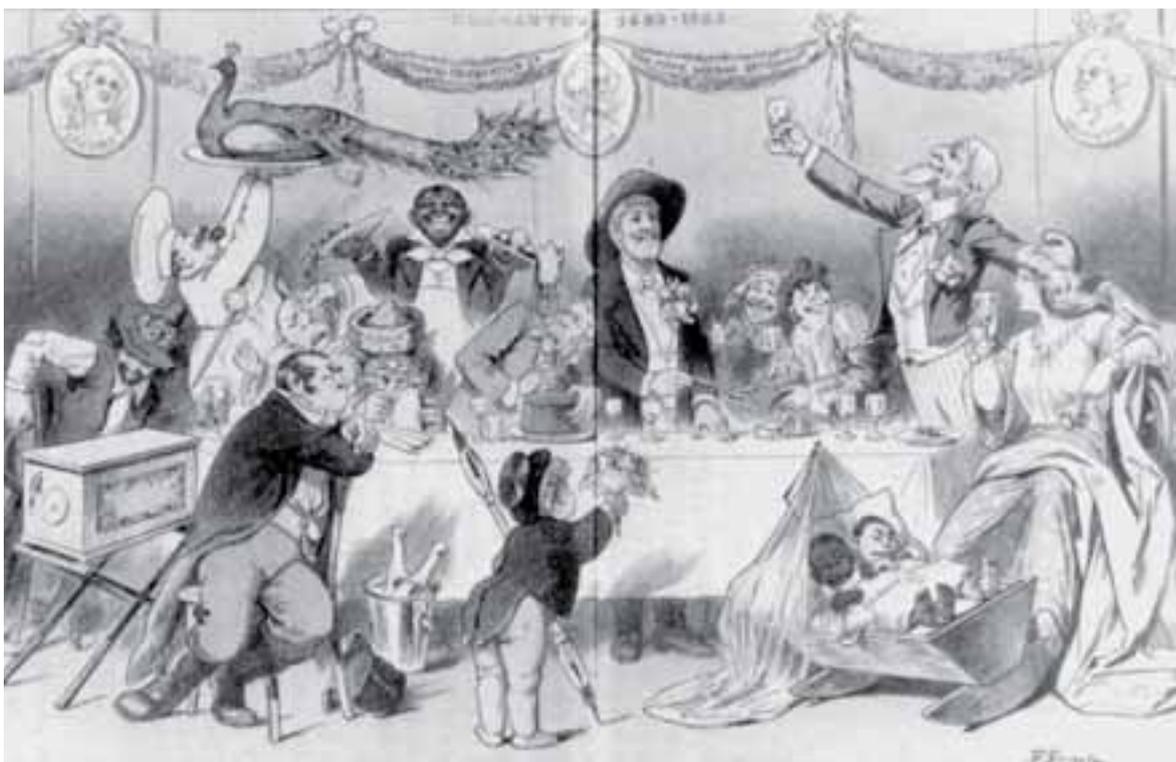
Der Kulturbegriff besitzt in der amerikanischen Demokratie andere Funktionen als in der europäischen Ständegesellschaft. Er löst sich von europäischen Maßstäben hinsichtlich besonderer künstlerischer und geistiger Leistungen, um sich für Pluralisierung und Abbau gesellschaftlicher Hierarchien, für Multiethnizität und gesellschaftliche Individualisierungsprozesse zu öffnen. Immigranten reagierten unterschiedlich auf die Herausforderungen, sich im demokratischen Einwanderungsland USA zu positionieren. Das Spektrum reicht von Rückzug in die Tradition über Assimilation bis hin zu reformorientiertem Aktivismus.

Die deutsch-amerikanische Geschichtsschreibung betonte in der Vergangenheit wiederholt die kulturelle Vorreiterrolle deutscher Emigranten und deren Leistungen für die Erfolgsgeschichte der Vereinigten Staaten.

ten. Diese eindimensionale Perspektive brachte dem Forschungsfeld den zweifelhaften Ruf des Antiquarischen und Provinziellen ein. Ein anschauliches Beispiel für die „Erfindung einer deutsch-amerikanischen Identität“ liefert eine Karikatur in der amerikanischen Zeitschrift *Puck*. An der Illustration „Ein Familienfest – Der 200. Geburtstag des gesündesten Jungen unter Uncle Sam's Adoptivkindern“ ließe sich nach Ansicht der Historikerin Kathleen Neils Conzen das deutsche Element in den USA besonders prägnant bestimmen. Uncle Sam und Lady Liberty prostern feierlich dem vorbildlichsten aller Immigranten im Zentrum des Bildes zu. Dessen Nationalität erklärt der Schriftzug „German“ an der Hutkrempe. Im Vergleich zum würdevoll karikierten Deutschen sind die anderen Gäste aus dem europäischen und asiatischen Raum überzeichnet – und sie erweisen ihre Reverenz.

Die traditionelle deutsch-amerikanische Geschichtsforschung erkennt in der Darstellung die Feier deutscher

Mit der Karikatur „Der 200. Geburtstag des gesündesten Jungen unter Uncle Sam's Adoptivkindern (1883)“ lässt sich nach Ansicht der Historikerin Kathleen Neils Conzen das deutsche Element in den USA besonders prägnant bestimmen.



Ideale der 1848er-Generation und die Erinnerung an das kulturelle Erbe Deutschlands in den USA. Gibt es unter

Deutsche Ideale der 1848er-Generation

dem Aspekt der transatlantischen Wechselwirkung, Kreolisierung, Hybridität und Appropriation alternative Interpretationen? Wie „deutsch“ ist die Person im Zentrum tatsächlich? Die Szenerie betont die Multiethnizität der Vereinigten Staaten. Statt nach dem deutschen Element in der amerikanischen Kultur zu fragen, gibt die vielschichtige Darstellung auch Auskunft über das amerikanische Element deutscher Einwanderer. Die Figur im Bildzentrum steht nämlich bezeichnenderweise unter dem Bild des ersten amerikanischen Präsidenten, eingerahmt von zwei Säulenheiligen der amerikanischen Unabhängigkeit, Baron von Steuben auf der linken und dem französischen Offizier Marquis de Lafayette auf der rechten Seite. Die schlanke Figur im Bildzentrum mit Zigarette, Wein und breitem Hut steht in bewusstem Gegensatz zu verbreiteten Klischees deutscher Immigranten als dick-

Information

Zu diesem Themengebiet arbeitet der Autor am John-F.-Kennedy-Institut im Rahmen eines DFG-Projekts mit dem Titel „Democratic Gaps: Transcultural Confrontations of German Émigrés and the Promise of American Democracy from 4th of July to 9/11“.

bäuchige Biertrinker, die Gemütlichkeit suchend und Pfeife rauchend dem zurückgezogenen Vereinsleben frönen. Als der Grafiker Frederick Graetz das Bild 1883 entwarf, dürfte er sich an Abbildungen Walt Whitmans, des amerikanischen Poeten par excellence, orientiert haben. Dessen Porträt war seit der Erstausgabe von „Leaves of Grass“ 1855 weit verbreitet. Im Sinne von Whitmans Diktum, dass die amerikanische Demokratie zwar in vielen Texten beschworen, in der Umsetzung allerdings ein Zukunftsprojekt symbolisiere, deutet das Bild auch auf transatlantische Spannungsmomente hin.

Bier, Gemütlichkeit und Vereinsleben

So lässt sich an den zum Teil grimmigen Gesichtern einiger Einwanderer ein schwelender Konflikt um ethnische Anerkennung erkennen. Auch die Rolle der Afro-Amerikaner als „der kranke Mann der amerikanischen Demokratie“, wie es der afro-amerikanische Autor und Philosoph Alain Locke beschreibt, steht im Raum, wenn die Feierlichkeiten für die Gäste aus China und England ins Chaos zu stürzen drohen. Weiterhin bliebe zu klären, welche Rolle Ethnizität in der Figur des Uncle Sam spielt. Amerikaner deutscher Abstammung, die sich zum patriotischen Modellamerikaner stilisierten,

Dr. Phil. Frank Mehring



Frank Mehring studierte von 1991 bis 1996 Anglistik, Geschichtswissenschaft und Musikwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen und der University of Wisconsin-Madison. Im November 2001 wurde ihm die Doktorwürde erteilt. Thema der Dissertation: „Sphere Melodies: Die Manifestation transzendentalistischen Gedankengutes in der Musik der Avantgardisten Charles Ives und John Cage“. Seit 2005 ist

er Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Kultur des John-F.-Kennedy-Instituts. Er erhielt mehrere Stipendien, unter anderem ein Stipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes, ein Forschungsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, ein Postgraduiertenstipendium der Fulbright-Kommission an der Harvard University und ein Graduiertenstipendium der Justus-Liebig-Universität Gießen mit Forschungsaufhalten an der Harvard University und Yale University. Das aktuelle Forschungsprojekt heißt „Democratic Gaps: Transcultural Confrontations of German Émigrés and the Promise of American Democracy from 4th of July to 9/11“.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut, Abteilung Kultur
Lansstraße 7–9
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 528 80
E-Mail: fmehring@zedat.fu-berlin.de

Walt Whitman, der amerikanische Poet par excellence.

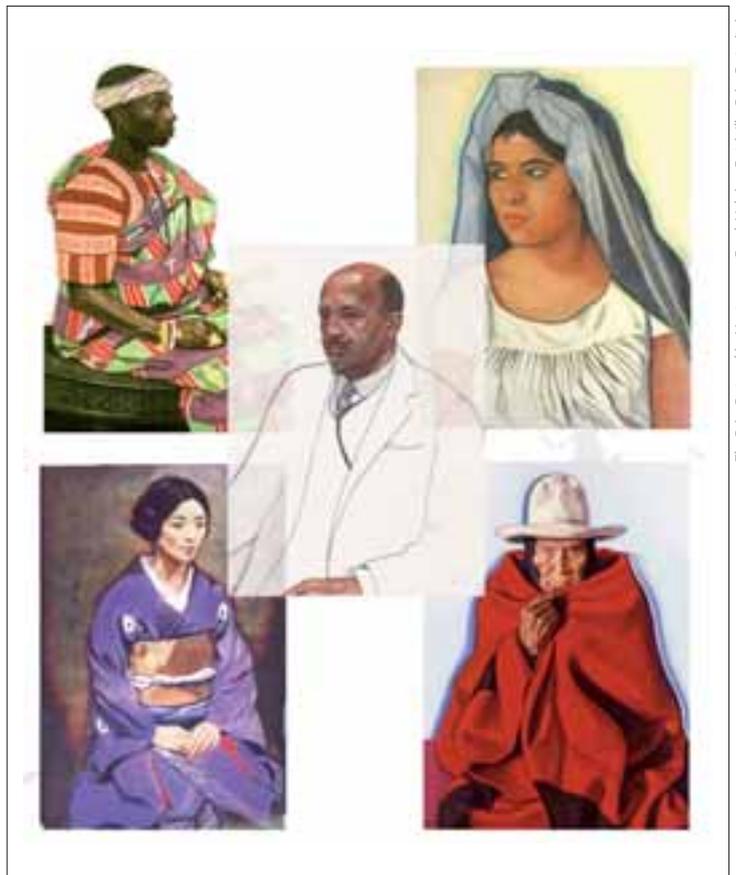


Library of Congress, Prints and Photo Division

stießen nicht selten auf Widerstände. Im Kontext zweier Weltkriege traten die in der Karikatur angedeuteten ethnischen Spannungen offen zutage. Die Diskrepanz zwischen amerikanischem Gleichheitsversprechen und der Praxis ethnischer Diffamierung war für deutsche Intellektuelle der Anstoß, sich sozial zu engagieren. So konnten sie ihrem eigenen Anspruch an die Pflichten amerikanischen Staatsbürgertums gerecht werden. Immigranten wie Franz Boas, Kurt Weill oder Winold Reiss verschrieben sich dem Kampf gegen Rassismus und ergriffen Partei für politisch benachteiligte Minderheiten. Ihr demonstrativer amerikanischer Patriotismus erregte aber Widerspruch. Kritiker instrumentalisierten ihre vermeintliche „Bindestrich-Identität“ als Manko. Titu-

Demonstrativer Patriotismus

liert als „ausländische Brandstifter“, „fremde Aufrührer“ oder „vaterlandslose Gesellen“ sahen sich patriotische Immigranten mit einem doppelten Dilemma konfrontiert: Gerade im Moment der vermeintlichen Pflichterfüllung für die neue Heimat erkennen ihnen „nativists“ und politische Gegner den ersehnten Status des amerikanischen Staatsbürgers ab. An der Selbststilisierung zum Modellamerikaner, dem Aktivismus gegen ethnische Diskriminierung und den daraus entstehenden Konflikten lassen sich die Reaktionen auf das amerikanische Demokratieversprechen schärfer konturieren als an der Suche nach dem deutschen Element in der amerikanischen Kultur.



The Reiss Partnership, Montage von Frank Mehring, Date: Ill. 3 Reiss Portraits.jpg

Porträts ethnischer Minderheiten von Winold Reiss. „King Amoah III, Gold Coast, Africa“, 1925; „Mexican Girl“, 1920; „Japanese Woman (Tama)“, 1930; „Dan Bull Plume“, 1948; „W.E.B. DuBois“, 1925.

Geschichte der amerikanischen Malerei

US-amerikanischer Sonderweg in der Kunst und der Einfluss Hegels

WINFRIED FLUCK

Als die USA nach dem Zweiten Weltkrieg zur internationalen Führungsmacht aufstiegen, wurde die amerikanische Kultur an den Universitäten zu einem Thema. Im traditionellen Zivilisationsverständnis, auch der Amerikaner, war die Kultur ein wesentliches Kriterium für den Entwicklungsstand – und damit auch den Führungsanspruch – einer Gesellschaft. Mit der wohlwollend herablassenden Meinung, Populärkultur und Massenmedien seien die eigentliche amerikanische Kultur, wollte man sich daher nicht zufrieden geben: Das war die Geburtsstunde der Disziplin American Studies, der es um die Identifikation einer eigenwertigen, spezifisch amerikanischen Kultur ging.

Insbesondere in zwei Künsten hatte sich die amerikanische Kultur zu diesem Zeitpunkt internationale Anerkennung erworben: zum einen in der moder-

nen Literatur, die durch Autoren wie Ernest Hemingway, Scott Fitzgerald und William Faulkner wesentliche Anstöße erhalten hatte, zum anderen in der modernen Malerei. Mit dem Abstrakten Expressionismus hatte man sich an die Spitze der internationalen Avantgarde gesetzt und Paris endlich die Schau gestohlen. In den ungegenständlichen, sich jeder Sinnfestlegung entziehenden Bildern eines Jackson Pollocks schienen sich spezifisch amerikanische Eigenschaften zu manifestieren: Freiheit (der Improvisation), Dynamik und Vitalität (des Ausdrucks) und Informalität (der Künstlerrolle). Damit schien endlich auch die Befreiung von europäischer Abhängigkeit gelungen – und damit auch vom Verdacht, nicht aus dem künstlerischen Schatten Europas herzutreten zu können. Für die wissenschaftliche Untersuchung der amerikanischen Malerei stellte der Abstrakte Expressionismus einen Befreiungsschlag dar. Aus Gründen der Selbstrechtfertigung hatte man

den eigenen Gegenstandsbereich national definiert, doch das musste sich so lange als kontraproduktiv erweisen, wie diese nationale Tradition noch keine ästhetische Anerkennung gefunden hatte. Nun aber konnte die Geschichte der amerikanischen Malerei neu erzählt

Abstrakter Expressionismus als Befreiungsschlag

werden als Geschichte eines allmählichen Reifeprozesses von den kolonialen Anfängen bis zur künstlerischen Führungsrolle der Gegenwart. Ironischerweise waren es vor allem deutsche Kunsthistoriker, die dieser Geschichte eines erfolgreichen amerikanischen Sonderwegs eine theoretische Grundlage gaben.

Oskar Hagen, Carl-Schurz-Memorial-Professor an der University of Wisconsin, lieferte mit seinem geschichtlichen Überblick „The Birth of the American Tradition“ (1940) eine Neuinterpretation der kolonialen Malerei. Wolfgang Born, der Deutschland 1937 verlassen musste, erklärte in seinen beiden Hauptwerken „Still-Life Painting in America“ (1947) und „American Landscape Painting“ (1948) eine unakademisch-primitivistische Darstellungsweise zur amerikanischen Tradition. Eugen Neuhaus, der in Kassel und Berlin studiert hatte und später den ersten Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der University of California, Berkeley, innehatte, war es zuvor bereits in seiner „History and Ideals of American Art“ (1931) darum gegangen, einen spezifisch amerikanischen Formsinn herauszuarbeiten. Alfred Neumayer, der unter anderem bei Aby Warburg und Erwin Panofsky studiert hatte, setzte diese Tradition in Aufsätzen und seiner „Geschichte der amerikanischen Malerei“ (1974) fort.

Diese Kunsthistoriker brachten für ihre Beschäftigung mit der amerikanischen Malerei die theoretische Perspektive mit, in der sie in Deutschland ausgebildet worden waren – die der hegelianischen Tradition. Für das Projekt einer Geschichte der amerikanischen Malerei erwies sich der Hegelianismus als eminent brauchbar:

Theoretische Perspektive aus Deutschland

Er rechtfertigte die Suche nach einer nationalen Identität, die in der Kultur als höchste Form der Selbstreflexion einer Gesellschaft zum Ausdruck komme, und er konnte das Phänomen der „Verspätung“ der amerikanischen Kultur erklären, das heißt, die Tatsache, dass sie lange Zeit europäische Anregungen mit zeitlicher Verspätung aufnahm und eigene künstlerische Höhepunkte erst darauf zu entwickeln schien. Aus hegelianischer Perspektive stellte dies kein Problem dar: Obwohl alle nationalen Kulturen an der Entfaltung des universalen Geistes partizipieren, so tun sie dies doch nach einer ihnen eigenen historischen und kulturellen Gesetzmäßigkeit. Was zuvor als Provinzialität erschien, konnte nunmehr als Sonderweg aufgewertet werden.

Information

Zu diesem Themengebiet arbeitet der Autor am John-F.-Kennedy-Institut im Rahmen eines internationalen Projekts der Humboldt-Stiftung zum Thema „Transnational American Studies“, das in Kooperation mit amerikanischen Kollegen der University Southern of California und Dartmouth College geführt wird.

Die Annahme eines amerikanischen Sonderwegs bezeichnet man heute als Exzeptionalismus. Man versteht darunter den amerikanischen Anspruch einer historischen Sonderstellung, die zur Rechtfertigung der eigenen Großmachtpolitik dient. In den Geisteswissenschaften war die exzeptionalistische Perspektive jedoch häufig Produkt einer hegelianischen Perspektive, durch die kulturelle Formen als bedeutungsvoller nationaler Selbstausdruck interpretiert werden konnten. Eben deshalb musste die Frage, ob es eine eigenständige amerikanische Kultur gebe, derart irritieren, denn sie implizierte, dass ein Stand nationaler Selbstvergewisserung in den USA noch nicht erreicht sei. Es entbehrt nicht der Ironie, dass die Lösung des Problems in einem transnationalen, transatlantischen Austausch besteht und dass diese Lösung, die nunmehr als „spezifisch amerikanische“ erschien, im Folgenden von den deutschen Amerikastudien reimportiert wurde – offensichtlich ohne die ursprüngliche Herkunft des Arguments zu erkennen. Vielleicht, weil uns dieses Denken in Europa lange Zeit als so selbstverständlich erschien.

Der amerikanische Sonderweg: Exzeptionalismus

„Amerikanische Anfänge“, Thomas Cole, Kaaterskill Falls (1826).



Wahlen in den USA

Aktivisten, Spenden und der Super-Duper-Dienstag

OTE

A close-up photograph of a ball with alternating red and white horizontal stripes. The word "OTE" is printed in a bold, blue, sans-serif font across the white stripe. The ball is the central focus, with a blurred background showing a repeating pattern of the same red and white stripes and the word "OTE".

THOMAS GREVEN

Bush ... Clinton ... Bush ... Clinton – was würden wohl künftige Historiker zu dieser Reihenfolge im höchsten politischen Amt der USA sagen, die nach dynastischen Konflikten in einer Monarchie klingt? Ein Erfolg der früheren First Lady Hillary Clinton ist nach Umfragewerten wahrscheinlich: Zu schlecht ist mit dem Ansehen des amtierenden Präsidenten auch das der Republikanischen Partei, als dass sich einer der Bewerber um die republikanische Kandidatur allzu große Hoffnungen auf die Präsidentschaft machen könnte. Und dennoch: Nicht nur kann sich bis November 2008 die Stimmung im Land ändern – auch „Hillary“ muss zunächst den innerparteilichen Wettstreit, die sogenannten Vorwahlen oder „primaries“, für sich entscheiden.

Nach welchen Regeln, formalen wie informellen, funktioniert dieser Vorwahlkampf? Welche Erfolgsaussichten haben die Kandidaten in den beiden großen Parteien? Und warum ist die amerikanische Kandidatenwahl auch für deutsche Beobachter von Interesse?

Die Einführung von Vorwahlen in der amerikanischen Politik war Teil der „progressiven“ Reformbewegung um die Wende zum 20. Jahrhundert, die unter anderem eine Professionalisierung und Demokratisierung der Politik anstrebte. Ämter sollten nicht länger Gegenstand von Patronage sein, und die Parteibasis sollte nicht länger von in „verrauchten Hinterzimmern“ ausgekugelten Entscheidungen ausgeschlossen werden.

Die Einzelstaaten der USA und die Parteien selbst regeln die Gestaltung der Vorwahlen – die US-Verfassung erwähnt sie nicht, nicht einmal Parteien. Bei Präsidentschaftswahlen gibt es unterschiedliche Typen von Vorwahlen, denen

Die USA wählen ... vor

gemeinsam ist, dass Delegierte zu nationalen Nominierungsparteitagen gewählt werden: Caucus, geschlossene Vorwahl, halbgeschlossene Vorwahl, offene Vorwahl. Beide Parteien schicken aber auch sogenannte „superdelegates“ zu ihren Parteitagen, gewöhnlich Amtsträger und Angehörige des Partei-Establishments. In einigen Staaten gibt es keine Vorwahlen, sondern nur nichtbindende „Schönheitswettbewerbe“; in diesem Fall verbleibt die Kandidatenkür beim Establishment der Partei.

Selten ist das sogenannte Caucus-System, das vor allem bekannt ist, weil es in Iowa praktiziert wird; neben New Hampshire einer der beiden Staaten, in denen traditionell zuerst die Vorwahlen stattfinden. Bei einem Caucus treffen sich auf lokaler Ebene zu einer vereinbarten Zeit an einem von 1.784 Orten die Unterstützer der verschiedenen Kandidaten und entscheiden durch bei den Republikanern geheime Wahl oder bei den Demokraten

in einem komplizierten offenen Prozess, welche Kandidaten auf der nächsthöheren Caucus-Ebene wie stark vertreten sein sollen. Erst nach insgesamt vier Stufen stehen die Delegierten aus Iowa für den nationalen Parteitag der Demokraten fest.

Die meisten Staaten nutzen „geschlossene Vorwahlen“, bei denen nur diejenigen teilnehmen können, die als Mitglieder der Partei amtlich registriert sind. Eine Mitgliedschaft wie hierzulande, mit Parteibuch und Ortsverein, gibt es in den USA selten. Amerikaner sind Mitglied, wenn sie sich mit der Partei identifizieren, an den Vorwahlen teilnehmen und vor allem: spenden. Halbgeschlossene Vorwahlen erlauben auch den Nichtregistrierten (den sogenannten Unabhängigen) die Teilnahme an einer der Vorwahlen. Offene Vorwahlen erlauben jedem Wähler die Teilnahme – sie müssen sich aber für eine entscheiden. Ein als Demokrat registrierter Wähler kann in diesem Fall also bei der Vorwahl der Republikaner seines Heimatstaates abstimmen, nicht aber gleichzeitig bei der Vorwahl der Demokraten.

Bekanntlich bestehen die USA aus 50 sehr unterschiedlichen Einzelstaaten. Wie erreichen es die bevölkerungsarmen Staaten Iowa und New Hampshire, bei den Vorwahlen überhaupt eine Rolle zu spielen, wenn doch die Kandidaten in Kalifornien, New York oder Texas so viel mehr Delegierte sammeln können, die dann im Regelfall im Block für den Gewinner abstimmen müssen? Neben den formalen Regeln werden die Vorwahlen in den USA auch durch informelle Traditionen geprägt. New Hampshire hat per Gesetz festgelegt, dass die erste Vorwahl in den USA stets dort stattfinden muss; Iowa ist traditionell zweiter Bundesstaat. Ihre Relevanz erhalten New Hampshire und Iowa also durch den Schwung, den

Was ist ein „Super-Duper-Dienstag“?

Das sogenannte Caucus-System wird vor allem in Iowa praktiziert, neben New Hampshire einer der beiden Staaten, in denen traditionell zuerst die Vorwahlen stattfinden.



Aycan Zhuana, fotolia



Gelingt es einem Außenseiter wie dem demokratischen Senator Barack Obama, große Teile der Basis für sich zu begeistern, kann er dem Partei-Establishment durchaus gefährlich werden.

sich die Kandidaten von einem Sieg dort erhoffen – es wird vermutlich weltweit um keine Wähler mehr geworben als um die Bürgerinnen und Bürger dieser beiden Staaten. Nun könnte man annehmen, dass die Aufmerksamkeit von Politikern Übersättigungseffekte zeitigt, wie man sie im späteren Hauptwahlkampf in den sogenannten „battleground states“, also den vermutlich wahlentscheidenden Staaten, findet. Doch als Michigan 2007 versuchte, seine Bedeutung im Vorwahlkampf zu erhöhen und das Datum auf den 15. Januar vorzog – dieses „frontloading“ wird seit Jahren praktiziert und hat den Prozess immer weiter vorverlegt – war die Wirkung nachteilig: Um die Wähler in New Hampshire und Iowa nicht zu verprellen, einigten sich die Kandidaten darauf, in Michigan keinen Wahlkampf zu machen.

Auch die bevölkerungsreichen Staaten müssten sich um ihre Bedeutung sorgen, denn ihre Vorwahlen können zu spät terminiert sein – wenn die Entscheidung schon gefallen ist, wird sich niemand mehr für sie interessieren. Daher gibt es neben dem „frontloading“ noch einen weiteren Weg, seinen Wert für die Kandidatenauswahl zu steigern: Zuerst haben die Staaten des Südens ihre Vorwahlen auf einen Tag gelegt („Super-Dienstag“); am 5. Februar 2008 wird es nun einen die Regionen übergreifenden „Super-Duper-Dienstag“ geben, an dem es dann nicht mehr um „Schwung“ für die Kandidaten zu Beginn des Wahlkampfes geht, sondern wahrscheinlich schon um alles oder nichts.

Gewöhnlich gibt es mindestens in einer der beiden Parteien einen klaren Favoriten. Entweder tritt der amtierende Präsident ein zweites und gemäß Verfassung letztes Mal an – oder der Vizepräsident will sein Nachfolger werden. Manchmal reicht ein guter Name für den Favoritenstatus, der im Fall von Hillary Clinton wohl umso glänzender klingt, je länger die Präsidentschaft Clintons

zurückliegt und die Präsidentschaft Bushs andauert. Ein Sieg in der Vorwahl ist aber weder durch Amt noch Bekanntheitsgrad garantiert, und kein Favorit nimmt die Herausforderung der Vorwahl auf die leichte Schulter. Denn die Wahlbeteiligung liegt noch einmal deutlicher niedriger als die ohnehin schon niedrige Wahlbeteiligung in der Hauptwahl, nämlich bei ungefähr 20 Prozent. Und es beteiligen sich vor allem die Aktivisten in den Parteien – und die denken durchaus anders als die Durchschnittswähler: Bei den Demokraten sind sie weiter links, bei den Republikanern weiter rechts einzuordnen.

Daher können Außenseiter den vom Partei-Establishment und von den großen Spendern bevorzugten Kandidaten durchaus gefährlich werden, wenn es ihnen gelingt, große Teile der Basis für sich zu begeistern. Bei den Demokraten ist dies Barack Obama, ein junger afroamerikanischer Senator aus Illinois, der sich frühzeitig – als es noch nicht opportun war – und deutlich gegen den Krieg im Irak ausgesprochen hat und daher viele junge Wähler begeistert.

Er sammelt viel Geld durch Kleinspenden – mehr als Hillary Clinton, die aber ebenfalls bereits 80 Millionen US-Dollar eingeworben hat – und nutzt stärker als andere die Möglichkeiten der „netroots“, also der Mobilisierung von Wählern durch das Internet. Als Amtsträger fällt es Obama nun aber weniger leicht, klar Position zu beziehen – zum Beispiel zur Frage der Rassendiskriminierung im Falle der sogenannten Jena 6, sechs afroamerikanischen Studenten, die nach einer Prügelei wegen Mordversuchs angeklagt wurden – und die Be-

geisterung nimmt entsprechend ab. Um die Position als Kandidat derjenigen, die „nicht Hillary“ wählen wollen, kämpft er vor allem mit dem ehemaligen Senator und Vizepräsidentenskandidaten John Edwards, dessen wirtschafts- und sozialpolitische Positionen bei denjenigen Gewerkschaften Unterstützung finden, die das Bekenntnis der Clintons zum Freihandel nicht teilen.

Bei den Republikanern fehlt der ideale Kandidat, wie es George W. Bush durchaus war. Niemand im Bewerberfeld vermag die wichtigsten Flügel der Partei überzeugend zu vereinen. Bush konnte die für die beteiligungsintensiven Wahlkampfelemente, den „ground war“, wichtige sozialkonservative, christliche Basis mit seinen Positionen wie seinem Auftritt genauso begeistern wie die Großspender aus der Wirtschaft, die die teure Fernsehwerbung des „air war“ finanzieren. Rudy Giuliani, ehemaliger Bürgermeister von New York und für viele ein Held des 11. Septembers, ist zum dritten Mal verheiratet und hat liberale Positionen zur gleichgeschlechtlichen Ehe und zur Abtreibung. Das macht

Alte Hasen und wilde Pferde

Mobilisierung von Wählern durch das Internet

ihn der wertkonservativen Basis suspekt. Mitt Romney, ehemaliger Gouverneur von Massachusetts, ist Mormone und für manche schon damit gleichermaßen problematisch. John McCain, Senator aus Arizona und gegen Bush noch der Außenseiter, beharrt gegen alle Umfragen auf seiner Unterstützung für den Irak-Krieg. Der Schauspieler und ehemalige Senator Fred Thompson, der am ehesten der neue, von den Republikanern erwünschte Ronald Reagan sein könnte, bleibt bisher blass. Sie alle haben viele Millionen US-Dollar an Spenden eingeworben, wobei der Abstand zu den beim Sammeln erfolgreicheren Demokraten so groß ist wie nie zuvor. Eine echte Begeisterung für einen der Kandidaten will jedoch nicht aufkommen. Kann sich die Welt angesichts dieser republikanischen Gemengelage bereits auf eine Präsidentin Hillary Clinton einstellen?

Nein, denn Überraschungen gibt es immer wieder. Weder Großspender noch große Zahlen begeisterter Anhänger garantieren Vorwahlsiege. Die Wählerinnen und Wähler vor Ort müssen erreicht werden – durchreisende Aktivisten können diese sogar eher irritieren. John Kerry, abgeschlagen in den Umfragen, gewann 2004 den Iowa-Caucus, weil er ein Netzwerk lokaler Unterstützer hatte: die Feuerwehrgewerkschafter, die in allen Kommunen präsent und angesehen waren. Sein Sieg sorgte für den nötigen Schwung – den er dann allerdings im Hauptwahlkampf gegen Bush vermissen ließ.

Das letzte Pfund, mit dem sowohl Clintons innerparteiliche Konkurrenz als auch ihre möglichen republi-

kanischen Gegner noch wuchern können, ist die Frage ihrer „Wählbarkeit“, ein immer wiederkehrender Topos amerikanischer Vorwahlen. Als der aussichtsreiche Außenseiterkandidat Howard Dean, ehemaliger Gouverneur von Vermont und Pionier der internetgestützten Mobilisierung einer jugendlichen und aktiven Basis, nach einer Rede im Vorwahlkampf gegen Senator John Kerry einen wilden Schrei ausstieß, der die Anwesenden begeisterte, ahnte er nicht, dass er damit nach Meinung vieler „Pundits“ – Meinungsmacher in alten und neuen Medien – nicht länger wählbar war, weil er im Fernsehen „verrückt“ gewirkt hatte. Seine Seriosität war infrage gestellt, und er erholte sich davon nicht mehr.

Hillary Clinton ist selbstverständlich viel zu vorsichtig, um solch einen Fehler zu begehen. Tatsächlich fällt es bei vielen Fragen eher schwer, überhaupt ihre Positionen klar auszumachen, und sie verhält sich stets kontrolliert staatsmännisch. Aber ihres „Ballasts“ konnte sie sich dadurch nicht entledigen: Als First Lady leitete sie eine Kommission zur Reform des amerikanischen Gesundheitssystems. Die allgemeine Zustimmung war groß in der Frage, ob das US-amerikanische System reformiert werden muss, weil es teurer ist als jedes andere weltweit und dennoch fast 50 Millionen Menschen nicht versichert

und viele Millionen unterversichert sind. Dennoch scheiterte die Reform. Ob das Scheitern Hillary Clinton zuzuschreiben ist, lässt nicht so klar ausmachen wie die Tatsache, dass sie durch ihr selbstbewusstes Auftreten diejenigen nachhaltig gegen sich aufgebracht hat, die

Letzte Hoffnung „Wählbarkeit“

Welche Position vertritt Hillary Clinton?

Fast schon zu viel Zeit wird im amerikanischen Wahlkampf auf das „Fundraising“ verwendet, und immer größere Rücksichten werden darauf genommen.



iStockphoto



Wird Polit-Profi Hillary Clinton die erste Präsidentin der USA?

in ihr und ihrem Ehemann ohnehin die Personifizierung der „Gegenkultur“ der sechziger Jahre sehen wollten. Schließlich hatte sich die sozialkonservative Basis der Republikaner, die auch im Lager der Demokraten erfolgreich mobilisieren konnte, genau gegen diese gesellschaftlichen Strömungen formiert: gegen das Recht auf Abtreibung, gegen zu viel Liberalität, für „traditionelle“ Familienwerte – das heißt gegen eine zu starke Rolle der Frauen und nicht zuletzt gegen die scheinbare Bevorzugung von Minderheiten, insbesondere der Afro-Amerikaner, durch den Wohlfahrtsstaat.

Es lohnt sich, den amerikanischen Vorwahlkampf zu verfolgen – nicht nur, weil der künftige Präsident des immer noch mächtigsten Landes der Welt aus ihm hervorgehen wird. Neue Trends in der professionalisierten Wahlkampfgestaltung werden hier zuerst erprobt, beispielsweise immer neue Wege, möglichst viele Daten über die Wähler zu ermitteln und zu dokumentieren, um sie gezielt ansprechen zu können – ein Blick auf eine mögliche Zukunft. Diese wäre aus demokratischer Sicht in vielerlei

Blick aus Deutschland

Hinsicht wenig erfreulich: Immer mehr Zeit wird auf das „Fundraising“ verwendet, das Einwerben von Spenden, und immer größere Rücksichten werden dafür genommen. Und so dienen die Vorwahlen kaum noch dazu, grundsätzliche Diskussionen über die Zukunft des Landes zu führen. Die Republikaner können sich trotz der allgemeinen Unzufriedenheit über den Irak-Krieg immer noch auf Konstanten ihrer Agenda einigen – auch wenn die unbedingte Politik niedriger Steuern künftig wohl zugunsten ausgeglichener Haushalte etwas zurückgenommen wird. Den Demokraten, die seit Langem in viele Gruppierungen zersplittert sind, gelingt es jedoch nicht, eine eigenständige Vision jenseits der Schwächung republikanischer Politik zu entwickeln. Dabei wären grundsätzliche Diskussionen über die angemessene Rolle des Staates in der Wirtschaft spannend genug, um die Spekulationen einer erneuten Kandidatur des Nobelpreisträgers Al Gore oder die sensationshungrige Berichterstattung über immer neue, auch persönliche Angriffe auf die Gegner im ewigen politischen „Pferderennen“ vergessen zu machen.

Dr. Thomas Greven



Thomas Greven (geboren in Stolberg/Rheinland) ist Wissenschaftlicher Assistent der Abteilung Politik des John-F.-Kennedy-Instituts für Nordamerikastudien an der Freien Universität Berlin. Er studierte Politikwissenschaft in Berlin und Michigan, war APSA Congressional Fellow und Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Institut für Internationale Politik, Berlin, sowie Gastwissenschaftler unter anderem an der University of British-Columbia, der University of California, Berkeley, und der Johns Hopkins University. Jüngere Buchpublikationen: „Globalisierter Rechtsextremismus? Die extremistische Rechte in der Ära der Globalisierung“, 2006 herausgegeben mit Thomas Grumke; „Globalisierung gestalten. Weltökonomie und soziale Standards“, 2005 (mit Christoph Scherrer) und „Die Republikaner. Anatomie einer amerikanischen Partei“, 2004.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Politik
Lansstraße 7–9
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 528 71
E-Mail: tgreven@zedat.fu-berlin.de

Internet

Über politische Inhalte und das Fortschreiten des politischen Wettbewerbs, erfährt man mehr in einem neuen Blog der Abteilung Politik des John-F.-Kennedy-Instituts der Freien Universität: The State of American Democracy, <http://blogs.fu-berlin.de/jfkipol>.



Das Trauma einer Nation

Ein Gespräch über das amerikanische Erinnern an den 11. September 2001



INTERVIEW MIT MARY ANN SNYDER-KÖRBER UND ANDREW GROSS

Zwei Flugzeuge schlagen in den Türmen des Welthandelszentrums in New York ein; Menschen springen in den Tod; Feuerwehrmänner hissen die amerikanische Fahne und werden zu Helden. Die Motive des 11. Septembers 2001 haben sich eingebrannt in das kollektive Gedächtnis der Menschheit. Der Tag habe die Welt verändert, heißt es. Markieren die Terroranschläge eine gewalttätige Rückkehr des „Realen“? Zeigen Sie den Beginn einer neuen Epoche an? Oliver Trenkamp und Bernd Wannemacher sprachen mit den Literaturwissenschaftlern Mary Ann Snyder-Körber und Andrew Gross über die Kraft dieser Bilder, über ihre Wirkung – und ihre Kontinuität im nationalen und im globalen Diskurs.

fundierte: Frau Snyder-Körber, Herr Gross, wo waren Sie am 11. September 2001?

Snyder-Körber: In einer norddeutschen Kleinstadt – Neustadt am Rübenberge; in der Nähe von Hannover, ganz undramatisch. Es war eigentlich ein ganz normaler Tag, an dem ich einkaufen ging und an der Supermarktkasse hörte, dass „etwas“ in New York passiert sei.

Gross: Ich war mit meiner Verlobten in Oakland, Kalifornien. Wir wollten vier Tage später heiraten. Unsere Familien waren auf dem Weg zu uns, von überall her. Aber es durfte niemand mehr in Amerika landen. Ihre Eltern sind umgeleitet worden nach Frankreich, andere Verwandte landeten in Kanada. Wir haben überlegt, ob wir überhaupt Hochzeit feiern können. Weniger aus praktischen Erwägungen heraus, sondern weil die ganze Welt trauerte. Emotional war das sehr verwirrend.

fundierte: Sie sind Amerikaner. Haben Sie sich persönlich angegriffen gefühlt?

Snyder-Körber: Nein. Ich war ja in Deutschland, die Distanz war relativ groß. Für mich war das ein Medienereignis, das aufgrund des menschlichen Leids natürlich erschütternd war.

Gross: Auch ich habe mich nicht als Amerikaner angegriffen gefühlt. Aber in Amerika gab es eine weitverbreitete Angst, die man schwer vermeiden konnte. Auf einmal standen Soldaten auf der Golden Gate Bridge. Man konnte nicht mehr darüberfahren, ohne Menschen mit

schweren Maschinengewehren zu begegnen. Da bekommt man ein bisschen Panik. Man denkt: Irgendetwas könnte passieren. Wir haben Freunden geraten, nicht mehr über Brücken zu fahren.

Snyder-Körber: Aus der Ferne wurde schnell eine Veränderung im Status des Ereignisses deutlich. Am Anfang gab es die Nachricht: „Etwas“ ist passiert. Die wurde schnell konkretisiert und auf eine bestimmte und für die weitere Entwicklung der Ereignisse bestimmende Weise interpretiert: Es war nicht „etwas“, sondern ein Angriff. Noch konkreter: Ein Angriff auf die Nation. Aus dieser Deutung des Geschehens als Kriegsakts entwickelt sich der Zwang zur Verteidigung in konkreter Form – die Armee-Einheiten im Straßenbild waren das konkrete Bild dafür, aber auch in symbolischer Form. Gegen diesen symbolischen Akt des Terrors müsse man einen Gegenakt inszenieren. Das fand ich sehr deutlich in der Berichterstattung.

Gross: Ein symbolischer Akt in den USA war, dass jeder eine Flagge an sein Auto band.

fundierte: Sie wissen genau, wo Sie damals waren. So wie viele andere. Lässt sich dieses gemeinsame Schock-Erlebnis mit dem Mord an John F. Kennedy vergleichen?

Das bekannte Bild der Feuerwehrleute am „Ground Zero“ wurde so dargestellt wie die Soldaten auf Iwo Jima im Zweiten Weltkrieg.



ullsteinbild

Snyder-Körper: Sicher kann man das. Der 11. September gilt als ein epochales Ereignis, jedenfalls wird es so gesetzt. Ich würde allerdings infrage stellen, ob der Tag wirklich einen epochalen Bruch markiert. Aber es ist ein Ereignis, das prägend war für die Art, wie eine Nation sich definiert. Ein Ereignis, das einerseits den einzelnen mitfühlenden Beobachter erschüttert, aber auch, indem das Ereignis als ein Angriff auf die Nation und ihre Werte verstanden wird, auf die Beobachter als eine Gemeinschaft, die sich durch ihre Bindung an „Amerika“ definiert. Andererseits ist es genau die Erschütterung und Bedrohung, die Gemeinschaft erzeugt.

fundiert: Wieso stellen Sie infrage, dass der 11. September ein epochaler Bruch war?

Snyder-Körper: Schauen Sie sich die Auseinandersetzung mit dem Thema des Terrorismus an und vor allem die imaginative Vorstellung eines Terrorangriffs in Romanen und im Kino in den 1990er Jahren. Auch politisch kam er nicht ganz unvorhersehbar. Zur freud-

schen Definition von Trauma gehört, dass man keine Angstbereitschaft hatte, dass ein Ereignis unvorhersehbar war, dass man sich nicht schützen konnte. Das war beim 11. September nur eingeschränkt der Fall.

Gross: Dieses Konzept eines Bruchs wird stark instrumentalisiert. Deswegen muss man skeptisch bleiben. In Amerika benutzt man das Konzept sehr stark politisch: Bürgerrechte werden abgebaut mit dem Hinweis auf die Bedrohung.

fundiert: Aber es hat sich doch wirklich einiges geändert seit dem 11. September. Sie sprechen selbst die Bürgerrechte als Beispiel an.

Gross: Natürlich, vieles hat sich nach dem 11. September verändert. Das muss man anerkennen. Aber man muss auch sehen, wie genau dieses Konzept eines Bruchs benutzt wird. Aus der europäischen Perspektive erzeugt dieses Konzept ein großes Missverständnis. Es war nicht alles anders unter Clinton, schon in den 1990er Jahren gab es eine Tendenz zum Unilateralismus. Es gab einen Krieg im mittleren Osten unter George Bush Senior. Und auch Clinton hat andere Länder bombardieren lassen. Das wird schnell vergessen. Eine politische Kontinuität lässt sich durchaus feststellen. Kriege wie im Irak und in Afghanistan sind auch ohne Angriffe auf das Welthandelszentrum möglich.

fundiert: Eine Verschwörung?

Gross: Nein, eindeutig nicht. Ich sage nur: Es gibt eine Kontinuität. Auch Clinton war kein Pazifist, auch er, wie Bush, hat soziale Sicherungssysteme umgebaut und abgebaut. Als Wissenschaftler befürchte ich: Das Konzept eines Bruchs verbirgt mehr als es enthüllt.

Snyder-Körper: Das sieht man in der Politik, das sieht man aber auch in der Kultur und der Literatur, und daran, welche Analogien hergestellt werden. Ein konkretes Beispiel: Das bekannte Bild der Feuerwehrleute am „Ground Zero“, die eine Flagge hissen. Sie werden so dargestellt wie die Soldaten auf Iwo Jima im Zweiten Weltkrieg. Diese Bilder werden wieder heraufbeschworen. Das ist der erste Schritt: die Verwandlung der Opfer in Helden und die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg. Da wird versucht, das Ereignis des 11. Septembers als einen Kriegsakt zu deuten und damit den Boden für einen neuen Krieg zu bereiten, bei dem die Amerikaner wieder die Guten sind.

fundiert: Sie meinen, das wird bewusst inszeniert?

Dr. Andrew Gross



Andrew Gross ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am John-F.-Kennedy-Institut, Abteilung Literatur. 2001 promovierte er im Fach Englisch an der University of California at Davis. Derzeit arbeitet er an zwei Büchern über den Holocaust: Ein Buch (zusammen mit Michael Hoffman) beschäftigt sich mit „Commemoration“, das andere Buch (zusammen mit Susanne Rohr) mit „Art in the 1990s“. Die jüngsten Publikationen waren

„Cars, Postcards, and Patriotism“ in *Pacific Coast Philology* (2005), „The American Guide Series“ in *The Arizona Quarterly* (2006), ein Artikel über Holocaust-Denkmäler in *Journeys: The International Journal of Travel and Travel Writing* (2006). Weitere Publikationen: „Academic Collective Bargaining“ (2006) und „Representing the Unimaginable: Narratives of Disaster“ (2007). Künftige Artikel werden die Gefängnisliteratur, Terrorismus und William James zum Thema haben.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Literatur
Lansstraße 7–9
Tel.: 030 – 838 540 15
E-Mail: asgross@zedat.fu-berlin.de



Gross: Nein, nicht im Sinne einer Verschwörung. Aber es gab Tausende von Fotografen, die den 11. September festgehalten haben. Wie daraus ein bestimmtes Bild ausgewählt und zur Ikone wird – allein das ist ein umfassender wissenschaftlicher Diskurs. Jedenfalls ist es kein Zufall. Das Bild der Soldaten auf Iwo Jima wurde auch teilweise inszeniert.

Snyder-Körper: Es gibt das Bild der heldenhaften Feuerwehrmänner mittlerweile auf Tagesdecken, auf Tellern, auf T-Shirts, als Weihnachtsschmuck, wirklich überall. Ein großer Streit entbrannte, als ein Denkmal nach diesem Bild gestaltet werden sollte. Der Streitpunkt war: Aus den drei weißen Feuerwehrmännern sollte eine multi-ethnische Einheit werden, um das symbolische Potenzial der Männer als nationale Identifikationsfiguren stärker auszuschöpfen.

fundiert: Es kommt also auf die Auswahl an?

Snyder-Körper: Viel interessanter ist die Frage, welche Bilder im kulturellen Gedächtnis bleiben. Wirklich wenig gesendet wurden die Bilder von den Menschen, die aus den Zwillingstürmen gesprungen sind, die Bilder von fallenden Menschen. Die wurden nur sehr, sehr kurz gezeigt, weil schnell entschieden wurde, es sei unangebracht, diese letzten Momente eines Menschenlebens zu zeigen. Aber dieses Bild ist trotzdem, oder vielleicht auch deswegen, sehr präsent im kollektiven Gedächtnis. Es zeigt den Augenblick zwi-

schen Tod und Leben, aber auch durch die Entscheidung zum Sprung zwischen Fremd- und Selbstbestimmung. Es ist ein höchst ambivalentes, bewegendes Bild, das es eben nicht als Weihnachtsschmuck gibt, weil es sich weder in einen heroisierenden Diskurs einfügen lässt, noch bietet es Trost. Man findet aber eine Auseinandersetzung mit diesem ambivalenten Bild und damit auch mit den Ambivalenzen des 11. Septembers bei Autoren wie Don DeLillo.

Gross: Auch Jonathan Safran Foer greift in seinem Roman „Extrem laut und unglaublich nah“ dieses Bild auf. In einer Bilderreihe fällt ein Mann – allerdings rückwärts, also nach oben. Er wird symbolisch gerettet.

Snyder-Körper: Vor allem Literatur, Kunst und auch das Kino jenseits des Mainstreams setzen sich mit diesem Bild auseinander. Bei CNN sah man es nur kurz.

Gross: Als Symbol hat auch der Terrorismus schon lange eine Funktion, und zwar im doppelten Sinn: Einerseits gilt er als schwer zu fassende Bedrohung der nationalen Grenzen – die Angreifer sind unter uns, wir wissen nicht, wer sie sind. Andererseits bot er immer die Möglichkeit, die Nation neu zu definieren – gegen einen Feind kann man sich vereinen, Gruppen und Blöcke bilden. In der Literaturwissenschaft kennen wir diese Doppelfunktion mindestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts, vielleicht schon 100 Jahre länger.

Es bleibt ein von Daniel Libeskind inspirierter Erinnerungsort: Michael Arads „Reflecting Absence“.



© Silverstein Properties

Snyder-Körper: Die Auseinandersetzung mit dem Terrorismus als Bedrohung der Nation gibt es schon in den 1990er Jahren in der Mainstream-Kultur. Überspitzt gesagt: Es ist alles in einem Hollywood-Drehbuch vorge-schrieben.

fundierte: Meinen Sie den Film „Ausnahmezustand“ mit Bruce Willis, in dem mehrere Terrorzellen New York angreifen?

Snyder-Körper: Das ist ein gutes Beispiel. Der Regisseur des Films hat gesagt, er habe am 11. September Einstellungen aus seinem Film wiedererkannt.

Gross: Das lässt sich auch als Symbol für das Ende des Kalten Krieges verstehen. Plötzlich gibt es keine alte Weltordnung mehr, keine Bipolarität. Zahlreiche Texte aus den 1990er Jahren beschäftigen sich mit dem Terror. Das waren keine Prophezeiungen, sie haben ein-

Dr. Mary Ann Snyder-Körper



Mary Ann Snyder-Körper studierte von 1988 bis 1993 Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Germanistik und Frauenstudien an der University of California, Irvine, in der Zeit von 1991 bis 1992 an der Georg-August-Universität Göttingen. 1993 bis 1994 war sie Fulbright-Stipendiatin an der Freien Universität, danach (bis 1998) Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Nordamerikastudien und Germanistik an der Freien Universität.

2004 folgte, unterstützt durch ein Promotionsstipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes, die Promotion an der Freien Universität. Die Arbeit erschien im letzten Jahr unter dem Titel *Das weiblich Erhabene. Sappho bis Baudelaire* beim Fink Verlag, München. Von 2000 bis 2005 Lehrbeauftragte im Bereich „American Studies“ am Englischen Seminar der Universität Hannover und seit 2005 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am John-F.-Kennedy-Institut. Für ihre Arbeit erhielt sie im akademischen Jahr 2006/2007 den „Preis für herausragende Lehre am John-F.-Kennedy-Institut“.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Literatur
Lansstraße 7–9
Tel.: 030 – 838 540 15
E-Mail: snykoer@zedat.fu-berlin.de

Das Modell des Freedom Tower nach den Entwürfen von Daniel Libeskind.

© Silverstein Properties





fach versucht, die Welt mithilfe des Symbols Terrorismus neu zu ordnen.

Snyder-Körper: Diese Art von Symbolik findet sich auch in der Literatur am Ende des 18. Jahrhunderts, in der Gründungszeit der USA. Damals stand zur Debatte, ob sich die USA als eine Nation verstehen oder als viele Einzelstaaten im Verbund. Damals war das Feindbild in den Texten der algerische Spion, der als Pirat auf dem Atlantik sein Unwesen trieb, aber vielleicht auch „undercover“ in Pennsylvania weilte. Die Implikation war, dass man stets wachsam sein musste. In dieser Zeit begünstigte die Vorstellung einer solchen Bedrohung – von außen aber auch von innen – die Bildung der starken Zentralregierung der USA, die wir heute kennen: die USA singular und nicht plural.

Gross: Eine Schlüsselfigur im 20. Jahrhundert ist wieder Don DeLillo. In seinem Roman „Players“ von 1977 scheint ein DC-9-Flugzeug ins Welthandelszentrum zu fliegen. Dieser Roman hat auf gewisse Art vor 30 Jahren dieses Ereignis vorhergesehen. Unheimlich, man kann es nicht anders sagen. In einem anderen Roman von 1991, „Mao II“, beschäftigt sich DeLillo mit Terrorismus. Hollywood ist zwar wichtig, aber auch die post-moderne Literatur spielt eine sehr wichtige Rolle. Ich würde das nicht als Prophezeiung sehen. Im kulturellen Diskurs ist die Figur des Terroristen angelegt. Im 18. Jahrhundert ist es der Spion. Am Anfang des 20. Jahrhundert ist es der Geheimagent – jetzt ist es der Terrorist.

fundiert: Die Opfer werden zu Helden, die Reste vom Welthandelszentrum werden in Kriegsschiffen verbaut,

„Ground Zero“ ist ein ursprünglich militärischer Begriff. Findet eine Militarisierung der Erinnerungskultur statt?

Snyder-Körper: Ich befürchte, ja, zumindest teilweise. Es gibt viele Beispiele für eine Art Heldenverehrung, zum Beispiel in Zusammenhang mit dem Flug „United 93“, der sein Ziel nicht erreichte, und das Flugzeug vorher abstürzte. Da wird jetzt ein sehr heroisch-patriotisches Denkmal in Pennsylvania gebaut. Dabei sind solche Denkmäler kein Bruch mit den Erinnerungstraditionen an sich, nur vielleicht mit neueren Formen des antiheroischen Erinnerns wie Maya Lins „Vietnam Veterans Memorial“.

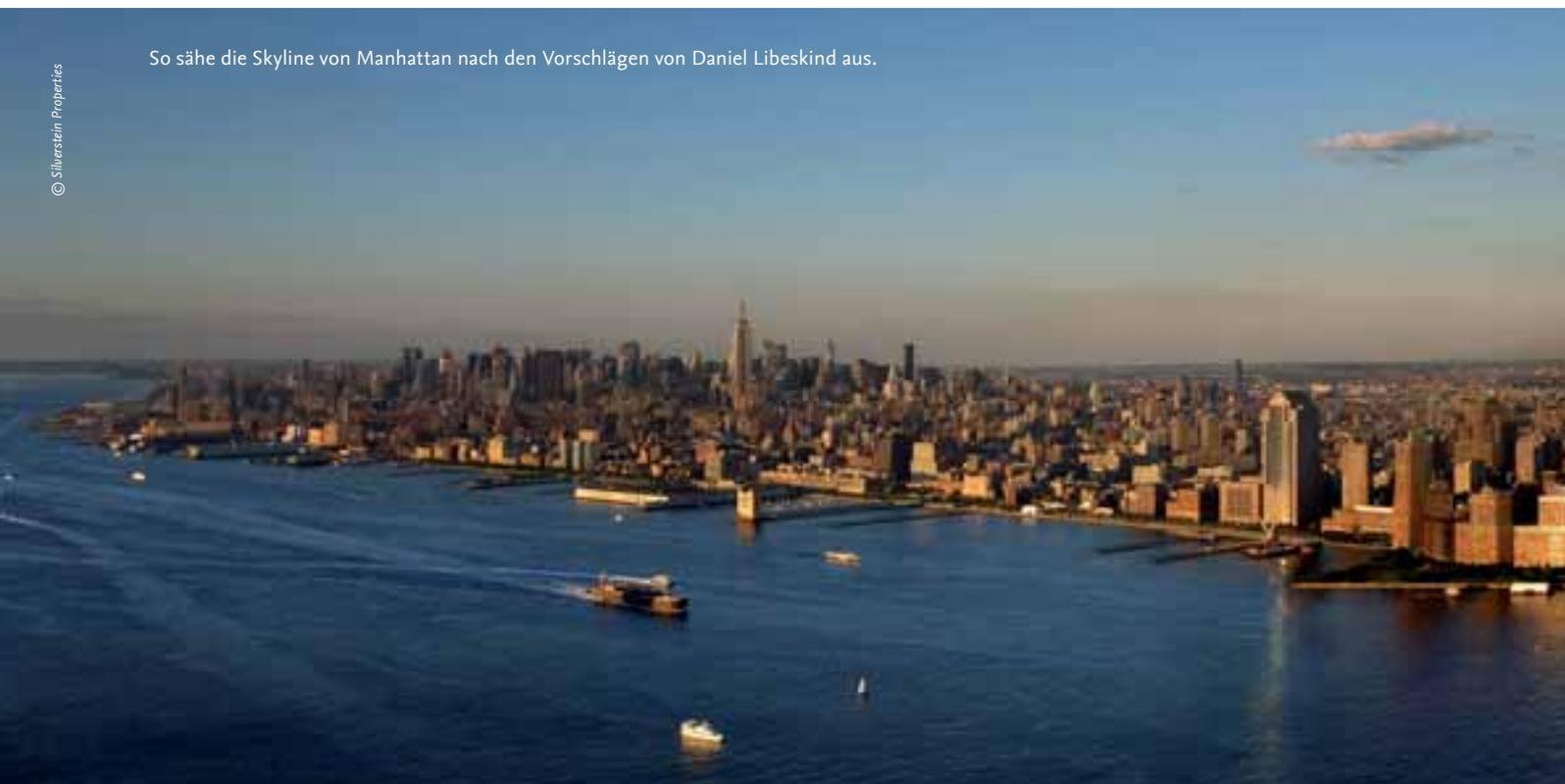
Gross: Es kommt allerdings darauf an. Schauen Sie sich den Libeskind-Vorschlag für ein Erinnerungsgebäude an, den Freedom Tower. Es wird nie gebaut, das ist klar. Libeskind hat zwar den Architektur-Wettbewerb gewonnen, aber es gibt einen Langzeit-Pächter des Grundstücks. Und der baut das Gebäude nach ganz praktischen Überlegungen und viel günstiger, er will Geld verdienen. Es bleibt ein von Libeskind inspirierter Erinnerungsort: Michael Arads „Reflecting Absence“.

Snyder-Körper: Das ist der unterirdische Teil des Komplexes, der den kontemplativen, in die Tiefe führenden Kontrapunkt zum emporstrebenden Freiheitsturm bilden sollte.

fundiert: Der Freedom Tower wird aber doch gebaut.

Gross: Ja, aber der sieht nicht so aus, wie Libeskind es wollte. Es gibt nur einen Zusammenhang zwischen Li-

So sähe die Skyline von Manhattan nach den Vorschlägen von Daniel Libeskind aus.



beskinds Entwurf und dem Gebäude, das gebaut wird – und das ist die Höhe: 1776 Fuß, in Anspielung auf das Gründungsjahr der USA. Dennoch halte ich Libeskind's Vorschlag für wichtig.

fundierte: Warum?

Gross: Er hat viele Menschen berührt, weil er nicht militaristisch war. Wenn wir über Erinnerungskultur sprechen wollen, müssen wir den Zusammenhang zum Holocaust sehen und zur Erinnerungskultur, die sich in den 1990er Jahren entwickelt hat.

fundierte: Inwiefern?

Gross: Nach dem Ende des Kalten Kriegs musste man sich und die Rolle der eigenen Nation neu definieren. Der Holocaust hat sich in einer globalen Erinnerungskultur etabliert als das Böse an sich – mit Recht. Ich verweise auf das Buch von Daniel Levy und Natan Sznaider: „Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust“. Sie beschreiben vor allem die Erinnerungskultur in den USA, in Deutschland und in Israel. Meiner Meinung nach sind vor allem die Ähnlichkeiten der Erinnerungsarchitektur bedeutend.

fundierte: Welche sind das?

Gross: Es ist fast immer eine Architektur der Erfahrung. Man läuft durch diese Gebäude, und es gibt unebene Flächen, wie hier in Berlin im Jüdischen Museum von Libeskind; die Winkel sind alle ungerade. Man wird ein bisschen krank in so einem Gebäude, das ist Absicht. Man soll ein Gefühl von Geschichte haben.

Das ist eine ganz andere Denkmalkultur als bei traditionellen Denkmälern – ein Mann sitzt auf einem Pferd auf einem Platz, den man angucken kann. Bei Libeskind und Eisenman gibt es eine ganz andere Idee: Die Leute kommen zwar in Massen, aber jeder muss als Individuum hindurchlaufen. Doch jeder Besucher hat mehr oder weniger das gleiche Gefühl: Man hat Angst, oder es geht einem nicht gut. Und genau so ein Gebäude hat Libeskind für New York City vorgeschlagen. Das ist Denkmalarchitektur als Erfahrungsarchitektur.

fundierte: Und welche Verbindung besteht da zum Holocaust?

Gross: Der Holocaust ist ein moralisches Symbol, ein Symbol des Bösen. In der Erinnerungskultur des 11. Septembers heißt es: Jetzt sind wir die Opfer. Das soll nicht heißen, dass der 11. September ähnlich verheerend gewesen wäre wie der Holocaust, sondern dass der Holocaust das Muster an sich dafür definiert, was ein Opfer ist. Wenn wir unsere eigene Rolle als Opfer verstehen wollen, müssen wir durch den Holocaust denken. Und das ist überhaupt nicht militaristisch, würde ich sagen. Da geht es nicht um Helden, sondern um Opfer.

Snyder-Körper: Das funktioniert über Mitgefühl, über Empathie. Aber dieser Vergleich mit dem Holocaust ist natürlich zugleich eine Anmaßung, die mit Ansprüchen hinsichtlich der historischen Bedeutung des Ereignisses verbunden ist. Wegen dieses potenziellen Anspruchs auf Opferstatus und einer damit verbundenen moralischen Position lassen sich Empathie und die „Erfahrung“ als Opfer in Erinnerungspraktiken von anderen weniger hehren Dimensionen des Gedenkens





nicht trennen. Setzt man sich mit der ästhetischen Verarbeitung des 11. Septembers auseinander, muss man sich aber auch mit dem Vergleich von Holocaust und 11. September auseinandersetzen, weil es sich wie ein roter Faden durch den Diskurs zieht. Parallelen zwischen den „Grenzereignissen“ werden in der Architektur, aber auch in Gedichten oder anderen künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem 11. September deutlich, wie in der Fotoausstellung „Here is New York“, die nicht nur in New York, sondern auch vor kurzem im Gropius-Bau in Berlin zu sehen war.

fundiert: Unterscheidet sich New York im Erinnern und Trauern vom Rest des Landes?

Snyder-Körper: Die Denkmal- und Erinnerungskultur ist vielfältiger, als es die CNN-Berichte und Bushs Reden ahnen lassen: Militarisierung und politische Instrumentalisierung der Opfer ist die eine Seite, Empathie die andere. Beide Dimensionen des Gedenkens gibt es nicht nur in New York. Unzählige kleine Denkmäler wurden in den ganzen USA errichtet, viele nicht vom Staat finanziert oder organisiert. Sie sind spontan entstanden – beispielsweise Bilder und Fotos von Vermissten und Verstorbenen, die aufgestellt werden. Das ist der Versuch, der Opfer zu gedenken und keine Helden zu verehren.

Gross: Es kann sein, dass es einen Unterschied gibt zwischen Gemeinde-Trauern und nationalem Trauern. New York ist eine Weltmetropole, aber auch eine Gemeinde: Viele New Yorker haben Angehörige verloren, viele kennen jemanden, der Angehörige verloren hat. In Iowa

ist das beispielsweise anders. Vielleicht ersetzt dort in einem solchen Moment die Nation als „imagined community“ einen Mangel an Gemeinde-Verbindungen.

Snyder-Körper: New Yorker sehen sich auch sehr stark als New Yorker. Durch diese Identifikation mit ihrer Stadt trauern sie vielleicht eher als New Yorker, weniger als Amerikaner, und vielleicht eröffnen sich mehrere Möglichkeiten des Zugangs zu dem Ereignis. Dadurch entstehen vielleicht unterschiedliche Arten des Trauerns.

fundiert: Wie würden Sie das Verlesen der Opfernamen am „Ground Zero“ einstufen – Opfer- oder Heldengedenken?

Snyder-Körper: Es macht aus dem politischen, historischen Ereignis ein sakrales Ereignis. Es hat etwas von einer Messe. Manche leiten daraus das Recht zu handeln ab, im Namen der Gerechtigkeit zum Beispiel.

Gross: Dabei ist so eine Aktion nichts Neues. Das gibt es immer wieder – in Kriegszeiten oder bei Naturkatastrophen. Damit sind wir wieder bei dem Konzept eines Bruchs: Es gibt die alte Tradition, beim Trauern Namen zu verlesen. Aber die Tendenz ist zu sagen: Das ist jetzt alles anders. Mit diesem Bruch setzten wir uns auseinander, auch in unserem Buch, an dem wir gerade arbeiten. Manchmal hilft es eben, etwas nicht als Bruch zu verstehen, sondern zu fragen: In welcher Kontinuität steht ein Ereignis?

fundiert: Wir danken Ihnen für das Gespräch.

Die Verstorbenen der Anschläge vom 11. September: Opfer oder Helden?



istockphoto

ZIEL

FORTSCHRITT IM DRUCK.
SEIT 100 JAHREN.

1000

Wir drucken flexibel und termingenaue
zu transparent kalkulierten Preisen.



Druckerei H. Heenemann
Bessemersstraße 83–91 · D-12103 Berlin
Telefon (030) 75 30 30
Telefax (030) 75 30 31 31

JESUS
SAVES



Nearer, My God, To Thee

Religion in Amerika



HARALD WENZEL UND TOBIAS SCHOLZ

Wer sich in den USA mit Evangelikalen unterhält, muss auf die entscheidende Frage nicht lange warten: „Have you accepted Jesus Christ as your personal savior?“ Oder einfacher: „Are you saved?“ Die Mission ist das vorrangige Bedürfnis, „to save souls“ die größte Befriedigung der Evangelikalen, eine Richtung innerhalb des Protestantismus, die sich auf die Bibel als zentrale und einzig wahre Grundlage ihres christlichen Glaubens beruft. Welcher konkreten evangelikalen Gruppe man genau angehört, ist dabei zweitrangig. Nicht errettet worden zu sein, stellt aber einen Mangel dar, der unter Umständen zum Stigma werden kann. Die Schar der Gläubigen in den Gemeinden rekrutiert sich in der „ersten Kolonie“ Virginia noch stark entlang ethnischer Zugehörigkeit, so auch in der First Baptist Church der 300.000 Einwohner zählenden Stadt Roanoke, deren Mitglieder fast ausschließlich der weißen Mittelklasse entstammen.

Die First Baptist Church ist die größte Gemeinde der Stadt im Süden Virginias und ihre einzige Megachurch. Mehr als 2.000 Gläubige kommen hier mittwochs und sonntags zu den Gottesdiensten. Die Mitgliederzahl der First Baptist Church, die den Southern Baptists angehört, wuchs zwischen 1970 und Ende der 1990er Jahre

rapide; seit wenigen Jahren stagniert sie und liegt damit im Trend. Das Einzugsgebiet der Megakirche ist größer als das kleinerer Glaubensgemeinden in der Stadt, einige Mitglieder fahren eine Stunde zu Gottesdiensten oder Bible Studies. Das Angebot auf dem Gelände der Kirche ist reichhaltig: neben dem alten und dem neuen großen Gotteshaus finden sich hier eine Vorschule, ein Kindergarten, die Kirchenverwaltung, eine Turnhalle sowie eine Vielzahl von Seminar-, Gemeinde- und Proberäumen für die breit gestreuten Gemeindeaktivitäten.

Weil die First Baptist Church aus einer schon 1906 gegründeten Gemeinde heraus entstand und durch ihr Wachstum zur Megakirche wurde, unterscheidet sie sich von einer Vielzahl von Megakirchen, die mehrheitlich Neugründungen der letzten 20 Jahre sind. Der dadurch aufrechterhaltene familiäre Eindruck der Kirche ist ein Aspekt in einer Reihe von ganz pragmatischen Gründen, wegen derer sich Mitglieder für die Kirche entschieden haben. Die aktuell am stärksten wachsenden Gruppen in Roanoke sind jedoch die pentekostal-charismatischen (pfingstkirchlichen) Kirchen.

Zwei Charakteristika amerikanischer Religion werden heute in einem durch die westeuropäischen Medien vermittelten Bild primär wahrgenommen: eine anti-liberale, moralisierende und „fundamentalistische“ Orientierung des Christentums, die seit der Präsidentschaft von George W. Bush auch einen politischen – und

2.700 Menschen finden Platz in der „Blue Sanctuary“, dem Gotteshaus der First Baptist Church.



Tobias Scholz

polarisierenden – Ausdruck gefunden hat, und das Phänomen der Megachurches – große, überwiegend neu gegründete Kirchen mit großen Mitgliederzahlen, an denen mehr oder weniger beiläufig auffällt, dass die

**Anti-liberal, moralisierend,
fundamentalistisch**

Zahl der regelmäßigen Kirchenbesucher und die religiöse Aktivität in der amerikanischen Bevölkerung erheblich höher ist als in einem „säkularisierten“ Europa, in dem Religion eine reine „Privatangelegenheit“ geworden zu sein scheint. Hinter Fundamentalismus und Megakirchen stehen allerdings Entwicklungen und Eigenheiten amerikanischer Gesellschaft und Kultur, die aus europäischer Perspektive nicht leicht zu deuten sind: die stetige Erneuerung amerikanischer Religion und der in ihr immer weiterentwickelte direkte Zugang zu und die direkte Kommunikation mit Gott.

Tatsächlich gab es etwa seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts eine Phase, in der sich Strömungen innerhalb des Protestantismus in den USA explizit auf die Fundamente des Glaubens und auf Bibeltreue beriefen, um sich von einer sozialpolitisch engagierten Deutung

**Fundamente des Glaubens
und der Bibeltreue**

des Evangeliums in der protestantischen und intellektuellen Social-Gospel-Bewegung jener Zeit abzugrenzen – eine Reaktion auf die gegen Ende des 19. Jahrhunderts vehement vorangetriebene Industrialisierung mit ihren negativen sozialen Folgen. Das Muster von Reaktion und Gegen-

reaktion ist typisch für die Erneuerungsprozesse amerikanischer Religion. Von den protestantischen „Fundamentalisten“ führt eine direkte Linie zu den evangelikalen Christen, denen Bush Wahl und Wiederwahl zu verdanken hat; etwa über die aus diesem Fundamentalismus heraus 1942 gegründete National Association of Evangelicals. Die moralisch konservativen evangelikalen Christen in den USA grenzen sich heute in erster Linie von den Mainline Denominations ab, die einer zunehmenden Liberalisierung der amerikanischen Überfluggesellschaft seit den 1960er Jahren nur wenig entgegenzusetzen hatten. Als Mainline Denominations werden jene eigenständigen Glaubensrichtungen innerhalb des amerikanischen Protestantismus bezeichnet, die sich zumeist schon in der Kolonialzeit etablierten (unter anderem gehören dazu Presbyterians, Congregationalists, Episcopalians, Lutherans). Ihre Vielfalt symbolisiert im Kontrast zu einer einheitlichen

**Eine Folge von
Erweckungsbewegungen**

Staatsreligion jene positive Religionsfreiheit, auf die sich auch die Evangelikalen nachdrücklich berufen. Die Social-Gospel-Bewegung wird heute als dritte einer Folge von Great Awakenings amerikanischer Religion gedeutet.

Sie hatte bei der Gründung des amerikanischen Sozialstaats eine wichtige Rolle gespielt und die New-Deal-Politik Franklin Delano Roosevelts vorbereitet. Auch die anderen Erweckungsbewegungen waren für das ame-

Alt- und Neutestamentarische Prophezeiungen treten in den Dienst eines endzeitlichen Bildersturms – Rapture-Vortrag in Roanoke.



Katharina Eglau

rikanische Gemeinwesen in hohem Maße bedeutsam: Die erste von Wanderpredigern getragene, noch vorrevolutionäre Erweckungsbewegung schuf ein die religiösen Unterschiede zwischen den verschiedenen Kolonien übergreifendes erstes, moralisches Bewusstsein „amerikanischer“ Identität. Die zweite Erweckungsbewegung leistete dies in der Expansion nach Westen: An der Frontier kamen in Camp Meetings Hunderte, manchmal Tausende Siedler für einige Tage zum Gottesdienst zusammen. Viele von ihnen hatten dort ein Konversions- beziehungsweise Wiedergeburtserlebnis, wurden vom Heiligen Geist erfüllt oder in anderer Weise von der kollektiven Emotionalität dieser Veranstaltungen beeindruckt, die vor allem eine Quelle gemeinsamer moralischer Orientierung in einem Leben



Der Multimedia-Gottesdienst in einer Megachurch erfordert den technischen Aufwand eines Rockkonzerts.

» Berliner Exkursion in die USA «

Im April 2006 unternahmen 14 Studierende, begleitet von Prof. Dr. Harald Wenzel, Soziologe am John-F.-Kennedy-Institut, Dr. Martin Gehlen, Theologe und Journalist beim Tagesspiegel, und die Fotografin Katharina Eglau eine Exkursion in die USA, um Experteninterviews in Washington D.C. zu führen und Feldforschung in Kirchengemeinden des Bundesstaates Virginia zu betreiben. Die Exkursion wurde durch ein Hauptseminar zum Thema „Die Religiöse Rechte in den USA“ vorbereitet.

In Washington D.C. interviewte die Gruppe Vertreter konservativer Think Tanks, religiöser Interessensgruppen und progressiver Gegenbewegungen – unter anderem Gary Bauer, Präsident von American Values, und Richard Cizik, Führungsmitglied der National Association of Evangelicals. In Virginia Beach besuchte die Gruppe das Produktions- und Sendezentrum des von dem Fernsehprediger Pat Robertson gegründeten Christian Broadcasting Network (CBN) und nahm an der Aufzeichnung der täglichen Hauptsendung, des „700 Club“, teil. Dieser Besuch galt aber auch der unmittelbar benachbarten christlichen Regent University, die ebenfalls auf eine Gründung Robertsons zurückgeht. Robertsons „Christian Coalition“ und Jerry Falwells „Moral Majority“ waren in den

1980er Jahren die maßgeblichen Organisationen der Religiösen Rechten in den USA. Der große Zuspruch, den sie fanden, erklärt sich durch Robertsons und Falwells Popularität als Fernsehprediger.

Die Exkursion führte einige Studierende auch zur Kirche des im Mai verstorbenen Predigers Jerry Falwell, der Thomas Road Baptist Church, einer Megakirche in Lynchburg. Auch Falwell hat eine christliche Universität gegründet, die Liberty University. Insgesamt wurden 28 Kirchengemeinden und ökumenische Einrichtungen in Lynchburg, Roanoke, Charlottesville und Lexington besucht – zum größten Teil evangelikale Gemeinden, aber auch einige Gemeinden, die den eher liberalen Mainline Denominations zuzurechnen sind. Die Studierenden nahmen nicht nur an Gottesdiensten teil, sondern unter anderem auch an Bibelkreisen, christlichen Sozialprojekten und Religionsstunden, und sie führten Gespräche mit Gemeindefleitern und Mitarbeitern, Elterngruppen und Schulinitiativen – während einer im Gemeindeleben besonders intensiven Zeit, der Osterzeit. Christliche Radiostationen standen ebenso auf dem Programm wie der Unterricht von Schülerinnen und Schülern (Home Schooling), Missionsarbeit außerhalb der USA und christliche Rehabilitationsarbeit in Gefängnissen.

Die Teilnehmer hatten durch diese Exkursion die einzigartige Gelegenheit, die

Besonderheit des kirchlichen und religiösen Lebens in der amerikanischen Gesellschaft kennenzulernen – und zwar die lokale Basis einer religiösen Spiritualität und einer von Missionsideen geprägten christlichen Politik. Diese Eindrücke und Erfahrungen trugen dazu bei, die Weltsicht und moralischen Einstellungen vor allem der evangelikal orientierten Bevölkerung besser zu verstehen, die bei der politischen Meinungsbildung in den USA mittlerweile in vielen Feldern dominiert. Speziell der Kontakt zu charismatisch-pentekostalen Gemeinden war sehr intensiv. Gleichzeitig bekamen die Teilnehmer eine anschauliche Vorstellung davon, wie die evangelikale Bewegung sich auf kommunaler, einzelstaatlicher und bundesstaatlicher Ebene vernetzt und so ihre Aktivitäten zu politischem Einfluss bündelt. Nach der Rückkehr wurden die gesammelten Materialien und Erkenntnisse ausgewertet und von den Teilnehmern in Form von Transkriptionen und Feldberichten weiterverarbeitet. Im Juli vergangenen Jahres wurden die Ergebnisse im Rahmen einer Vortragsveranstaltung und einer Fotoausstellung einem größeren Publikum vorgestellt.

Weitere Informationen:
www.religion-usa.de



Persönliches Erfüllt-Sein vom Heiligen Geist ist Zentrum und Ziel eines pentekostalischen Gottesdienstes.

in der Wildnis wurden. Man kann schließlich die evangelikale Bewegung als Träger eines vierten Great Awakening sehen und die Megakirchen als eine neue Organisationsform, die wesentliche Elemente des Camp Meeting übernommen hat: Dass als Megakirchen nur

Vom Süden der USA in fast alle Bundesstaaten

(protestantische) Kirchen mit mehr als 2.000 Mitgliedern bezeichnet werden, hat seinen substantiellen Sinn darin, dass in einer solch großen Gemeinde Erfahrungen kollektiver Emotionalität leichter möglich sind als in kleineren Gemeinden. Heute bekennen sich bis zu 39 Millionen

Prof. Dr. Harald Wenzel



Harald Wenzel ist seit 2004 Professor für die Soziologie Nordamerikas und soziologische Theorie an der Freien Universität Berlin, zuvor war er Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Erfurt. Längere Forschungsaufenthalte hat er an der University of Pennsylvania, Philadelphia, und an der Harvard University, Cambridge/Massachusetts, absolviert. Seine gegenwärtigen Forschungsschwerpunkte sind die

Religion in den USA, die Soziologie der Katastrophen und die Theorie der Kommunikation.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Soziologie
Lansstraße 7–9
Tel.: 030 – 838 527 02

E-Mail: wenzelha@zedat.fu-berlin.de

Amerikaner als evangelikale Christen; mit etwa 17 Millionen Mitgliedern ist die Southern Baptist Convention (SBC) deren größte Kirchenorganisation. In stetiger Missionsarbeit ist es ihr gelungen, sich vom Süden der USA in fast alle Bundesstaaten auszubreiten.

Neben Bibeltreue, Konversions- oder Wiedergeburtserfahrung und Missionsverpflichtung ist ein weiteres Element für diese vorläufig letzte große Erneuerungsbewegung in den USA typisch: der Glaube an die Rapture (Entrückung), eine bestimmte Fassung des in der Bibel vorausgesagten Endzeitgeschehens. Der Begriff beschreibt einen Vorgang, in dem Gott die von ihm Auserwählten von der Erde holt und im Himmel mit den Heiligen und Engeln vereint – für die meisten Evangelikalen findet das vor einer Phase der Prüfungen (Pretribulations), vor der Wiederkunft Christi und dem Zusammenleben mit ihm in einem tausendjährigen Reich (Premillennialism) statt. Fernsehprediger wie der kürzlich verstorbene Jerry Falwell und andere prominente evangelikale Christen wie Tim LaHaye haben diese Vorstellung in der amerikanischen Bevölkerung (wieder) populär gemacht – LaHaye durch eine ursprünglich zwölfbändige Buchreihe mit dem Titel *Left Behind* (der auf die Zurückgelassenen nach der Rapture anspielt), die das Endzeitgeschehen romanhaft beschreibt. Mit den Vorgeschichten und Fortsetzungen wurde inzwischen eine Auflage von fast 70 Millionen Exemplaren erreicht, und aus der Reihe sind zwei Kinofilme entstanden (die zuerst in Kirchen gezeigt wurden). Die evangelikale Deutung des Endzeitgeschehens und der damit verbundene christliche Zionismus wurden inzwischen von vielen Politikbeobachtern als Kausalfaktor in der Nahostpolitik der Bush-Regierung kontrovers diskutiert.

In den USA existieren heute mehr als 1.200 Megakirchen. Mehr als die Hälfte von Ihnen sind denominational nicht gebunden, das heißt, sie gehören nicht wie die überwiegende Zahl kleinerer Kirchengemeinden einer Konfession oder Kirchenorganisation an. Sie sind Kirchen in freier Unternehmerschaft und nutzen diese Freiheit, indem sie in besonderer Weise auf die alltäglichen Bedürfnisse ihrer Mitglieder eingehen – durch eine Vielfalt an Aktivitäten und Programmen weit über Bibelstudien und Sonntagsschule hinaus. Auch die Gottesdienste sind nicht mehr Ausdruck einer strengen Religiosität, sondern sollen vor allem erreichen, dass die Gläubigen sich wohlfühlen und motiviert ihrem Alltag zuwenden, und zwar gerade in Kirchen, in denen eine konservative Moral gepredigt wird. Nur etwa zehn Prozent aller Megakirchen strukturieren ihren Gottesdienst nach einem traditionellen liturgischen Ritual.

Kirchen in freier Unternehmerschaft

Showelemente und eine ausgeklügelte Medientechnik charakterisieren, teils mit Übertragung der Gottesdienste in Satellitenkirchen, den Regelfall. In vielen Megakirchen wie auch in anderen denominationell nicht gebundenen Kirchen fehlt das Kreuz an der Wand. Fällt Weihnachten auf einen Sonntag, finden in vielen Megakirchen Gottesdienste nur in reduzierter Zahl oder gar nicht statt – damit tragen die Megakirchen dem Umstand Rechnung, dass die Zusammenkunft der Familie an diesem Tag wichtiger ist als die der Kirchengemeinde.

Megakirchen haben schließlich eine besondere Affinität zu einem bisher nicht weiter erläuterten Teil der evangelikalen Bewegung: zur pentekostal-charismatischen (pfingstkirchlichen) Bewegung. Die einem modernen Camp Meeting entsprechende Versammlung von Tausenden von Menschen zum Gottesdienst in der Megakirche verspricht eine besonders große Chance der direkten Erfahrung und Kommunikation mit Gott, wie sie in der Einsamkeit

Chance der direkten Erfahrung und Kommunikation mit Gott

des Gebets oder in einer kleinen Gemeinde nicht besteht. In pentekostal-charismatischen Kirchen wird dies als subjektives „Erfülltsein“ durch den Heiligen Geist (Baptism of the Holy Spirit) erlebt.

Ein Ausdruck davon kann das „Zungenreden“ sein, wie es für die pentekostalen Kirchen kennzeichnend ist, oder es kann, typisch für charismatische Kirchen, auch andere, in der Regel spontane körperliche Ausdrucksformen annehmen (Gläubige wälzen sich zum Beispiel auf dem Boden). Die Betonung der subjektiven Erfahrung des Heiligen Geistes geht über eine einmalige Wiedergeburtserfahrung weit hinaus. Spiritualität wird zu einer alltäglich gesuchten Erfahrung. Man kann diese Erfahrung als Basis einer „dritten Bewegung“ jenseits von orthodoxem Protestantismus und Katholizismus sehen, die bis zur Theologie Thomas Müntzers zurückreicht, dem es möglich schien, durch direkte Kommunikation mit dem Heiligen Geist – und gegebenenfalls auch ohne jede Kenntnis der Bibel – zum rechten Gottesglauben zu gelangen. Die pentekostal-charismatische Bewegung ist eine Erneuerungsbewegung, die andere solche Bewegungen nochmals überlagert. Neben der Katholischen Kirche, deren Wachstum vor allem durch die mexikanische oder lateinamerikanische Immigration vorangetrieben wird, ist sie heute die am schnellsten wachsende religiöse Bewegung in den USA und hat die im Wachstum stagnierenden Southern Baptists überflügelt.

Religiöse Entwicklung in den USA ist generell durch zunehmende Vielfalt gekennzeichnet. Weitere Kennzeichen sind ein als immer leichter empfundener Zugang und eine immer größere Nähe zu Gott. Bibeltreue, spirituelle Erfahrung und der Glaube an ein bestimmtes

Schöpfungs- und Endzeitgeschehen scheinen die Distanz zu Gott für Evangelikale entscheidend zu verkürzen, die Verpflichtung zur Mission hat den Glauben zu einer öffentlichen und letztlich auch (wieder) politischen Angelegenheit gemacht. Heute bezeugen diese Entwicklung vor allem jene immer stärker wachsenden religiösen

Erleichterter Zugang, immer größere Nähe zu Gott

Gruppen, die den Gläubigen zu einer direkten, subjektiven Kommunikation mit Gott verhelfen wollen und dadurch die „Zugangsschwellen zu Gott“ spürbar senken – typisch dafür sind eben die denominationell ungebundenen pentekostal-charismatischen Megakirchen.

Doch parallel zu diesen Wachstumstrends werden heute in den USA auch Rückzugsbewegungen aus der Religion immer deutlicher. Die Libertinage der 1960er Jahre kann den Erfolg der evangelikalen Gegenreaktion seit 1980 nicht zureichend erklären. Jene große, zwischen 1946 und 1964 geborene Generation von Amerikanern, die Baby-Boomers, hat gerade in der ökonomischen Krise der 1980er Jahre eine tiefgreifende Verunsicherung und einen Wandel ihrer Normalerwartungen erfahren – der von ihren Eltern erworbene soziale Status konnte nicht selbstverständlich übernommen, Berufskarrieren nicht bruchlos fortgeführt, der Unterhalt der Familie nicht mehr von einem Ehepartner allein geleistet werden – wobei die Zunahme der Erwerbstätigkeit von Frauen zwar durchaus als ein Akt der Befrei-

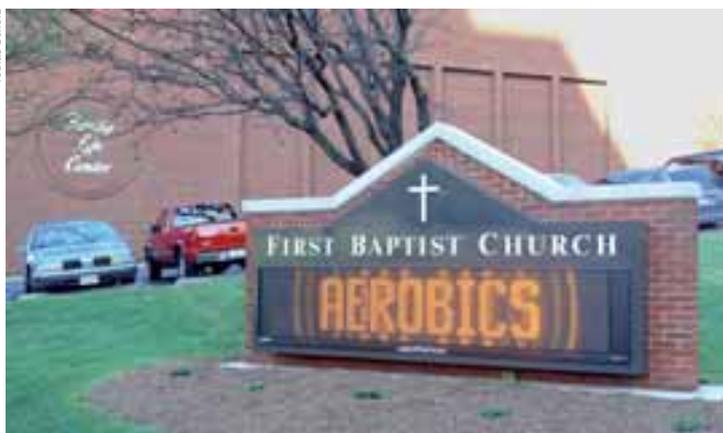
Konservative Moral als Antwort auf Unsicherheiten

ung und als Aufbruch in die Selbstständigkeit begriffen wurde, Frauen aber in der Regel auch mit der Doppelbelastung von Haus- und Erwerbsarbeit konfrontierte. Die konservative Moral der Evangelikalen ist eine Antwort auf diese mit den neu gewonnenen Freiheiten gewachsenen Unsicherheiten. Dabei muss der Grad der

Der charismatische Prediger der „Tree of Life“-Gemeinde in Lynchburg verhilft auch den Zögerlichen zum „Baptism of the Holy Spirit“.



Katharina Eglau



Aerobics, Callanetics, Christian Weight Loss. Die First Baptist Church Roanoke wirbt mit einem Angebot, so umfangreich wie das eines Fitnessstudios.

Verinnerlichung einer solchen Moral nicht sonderlich hoch sein: Untersuchungen zeigen, dass die Hälfte der bibeltreuen Evangelikalen in Wirklichkeit nur einmal in der Woche oder noch seltener in der Bibel liest. Auch die persönlichen Gebete der Evangelikalen haben meistens einen eher repetitiven Charakter, als dass sie einer tiefen inneren Prüfung dienen. Die Kinder der Baby-Boomers, die Generation der heute 21- bis 45-Jährigen, sind in dieser Zeit gestiegener Unsicherheiten großgeworden. Den Zeitpunkt ihrer Etablierung im Beruf und der Gründung einer Familie zögern sie immer weiter hinaus. Eine Konsequenz davon ist die ebenfalls verzögerte oder ganz unterbleibende Rück-

kehr in eine Kirchengemeinde, die in der Regel mit der Eheschließung, spätestens jedoch mit der Einschulung der Kinder erfolgt. Die Hälfte der 21- bis 45-Jährigen in den USA gehört heute keiner Kirche an – schon allein, weil sie die dorthin führenden Lebensentscheidungen noch nicht getroffen haben. Die andere Hälfte verwirklicht die – wie man sieht – nicht ohne Grund beschworenen Family Values; diese Generation hat allerdings rege davon Gebrauch gemacht, die „Angebotsstruktur“ verschiedener Kirchengemeinden zu testen, bevor sie sich für eine Gemeinde entschieden hat: „Church Shopping“ kennzeichnet eine ganz selbstverständlich in Anspruch genommene Wahlfreiheit dieser Generation.

Megakirchen mit ihrer hoch diversifizierten Angebotsstruktur, wie zum Beispiel Christian Aerobic oder Christian Weight Loss Groups, haben hier offensichtliche Vorteile gegenüber kleineren Kirchengemeinden. Sie siedeln sich zudem vorwiegend an den Wohnorten dieser jüngeren Generation an, den neueren suburbanen Zonen amerikanischer Großstädte. Umgekehrt haben oder bekommen kleinere Kirchengemeinden Probleme, die nur ein beschränktes Angebot haben: Sie überaltern.

Selbst solche Rückzugsbewegungen werden die Unterschiede zwischen der amerikanischen und der europäischen Religiosität zumindest in naher Zukunft nicht relativieren, blendet man die von Amerikanern misstrauisch betrachtete „Islamisierung“ Europas und ihre fundamentalistischen Auswüchse hier aus. Religiöse Vielfalt und die spirituelle Annäherung an Gott charakterisieren die Religion der USA. Für Europa ist keines dieser beiden Merkmale typisch, dagegen wirken hier, insbesondere in den skandinavischen Ländern mit der im Vergleich geringsten religiösen Aktivität, staatskirchliche Traditionen fort, die auf die Zeit der Religionskriege zurückgehen, in deren Folge territoriale Herrschaft und konfessionelle Bindung eng verknüpft waren. Deutschland hat zwar keine Staatskirche, der Unterschied ist aber wohl nur graduell: Der Staat treibt hier für ein religiöses Oligopol den biblischen Zehnten ein. Insbesondere fehlt in Europa jedoch etwas, das gerade aus der Perspektive der Evangelikalen die Menschen näher zu Gott bringen sollte: die Idee einer Mission, die auf eine ganze Nation übergreift, sie aus der Menge der Nationen heraushebt, diese eine Nation näher zu Gott rückt als andere Nationen. Das ist eine Idee, die schon mit den puritanischen Pilgervätern in den USA Fuß gefasst hat. Die Erbauung eines New Jerusalem, einer City Upon a Hill ist das Ziel – so charakterisierte der puritanische Prediger John Winthrop diese Mission im Jahr 1630. In Europa folgte auf die Zeit der Religionskriege die Aufklärung.

Unterschiede zwischen amerikanischer und europäischer Religiosität

M. A. Tobias Scholz



Tobias Scholz ist seit 2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Soziologie des John-F.-Kennedy-Instituts und promoviert über das Thema „Bildlichkeit und Teilhabe – Rezeptionstraditionen distanzierter Leids“. Neben diesem mediensoziologischen Schwerpunkt liegen seine Forschungsinteressen in den Bereichen Kulturosoziologie, Fotografiethorie, qualitative Methoden der Sozialforschung und Religion in den USA.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Soziologie
Lansstraße 7–9
Tel.: 030 – 838 528 67
E-Mail: toscholz@zedat.fu-berlin.de





Kanada, das nördlichste Amerika

Identitätsstiftende Abgrenzung von den USA

PETRA DOLATA-KREUTZKAMP

Kanada liegt zwar geografisch in der amerikanischen Hemisphäre, doch lange Zeit waren die kanadischen Verbindungen zu den Staaten und Gesellschaften des amerikanischen Kontinents – mit Ausnahme der USA – eher lose. Einwanderer aus Lateinamerika kamen erst in den 1970er Jahren in größerer Zahl nach Kanada, darunter viele politische Flüchtlinge aus Chile. Aus der Karibik, und hier vor allem aus Jamaika und Haiti, zog es zwar schon in den 1960er Jahren viele Menschen in die großen Städte, nach Toronto und Montreal, doch firmieren diese Immigranten als „latecomers“ in dem klassischen Einwanderungsland Kanada. Hinzu kommt, dass das offizielle Kanada wenig an der amerikanischen Hemisphäre interessiert war. Erst in den 1990er Jahren wurden die anderen amerikanischen Staaten politisch „(wieder-)entdeckt“.

1990 trat Kanada der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) bei. Dass Ottawa in diesem wichtigen regionalen Forum, das schon 1948 gegründet worden war, bis zu diesem Zeitpunkt nicht vertreten war, ist eher ungewöhnlich, war Kanada doch seit 1945 Gründungsmitglied vieler internationaler Zusammenschlüsse: UNO, NATO, Francophonie und Commonwealth. Mehr noch: Multilateralismus avancierte als eine der wichtigsten Konstanten im Selbstverständnis kanadischer Außenpolitik. Umso mehr verwundert es, dass Kanada jener multilateralen Organisation erst so spät beitrug, die geografisch in unmittelbarer Nähe angesiedelt war.

Im Wesentlichen gab es zwei Gründe für Ottawas Zurückhaltung. Kanada fürchtete, dass die USA die OAS zu sehr dominieren könnten. Man wollte vermeiden, US-amerikanischer Politik in der Hemisphäre blind folgen zu müssen. Je mehr amerikanische Politiker den Beitritt der Kanadier forderten, wie das etwa John

Ottawa hält sich zurück

F. Kennedy im Jahre 1961 tat, umso weniger war die kanadische Regierung gewillt, sich in der Hemisphäre zu engagieren.

Hinzu kamen die Erfahrungen Kanadas aus dem Jahr 1944: Während die lateinamerikanischen Staaten, allen voran Brasilien, Mexiko und Argentinien, bei den Gesprächen über eine internationale Nachkriegsordnung für regionale Vertreter in den zu schaffenden Gremien plädierten, favorisierte Kanada eine funktionalistische Lösung. Danach betrachtete Kanada diese Staaten noch als Konkurrenten für die eigene zukünftige Mittel-machtposition Kanadas in der Welt.

Mittlerweile sind es aber genau diese Staaten, die das erneute Interesse Kanadas an der amerikanischen Hemisphäre begründen. Als das Freihandelsabkommen

zwischen Kanada und den USA von 1989 fünf Jahre später um Mexiko zum North American Free Trade Agreement (NAFTA) erweitert wurde, knüpfte Kanada wieder engere Verbindungen zu Mexiko. Allerdings gestalten sich die trilateralen Beziehungen in Nordamerika häufig eher als eine Addition der bilateralen Beziehungen USA/Kanada und USA/Mexiko. Dennoch: Die Zugehörigkeit zum nordamerikanischen Wirtschaftsraum führt dazu, dass alle drei Staaten enger zusammenrücken, auch aufgrund gemeinsamer Sicherheitsinteressen oder durch die zunehmende Migration innerhalb dieser Länder. Die Zahl mexikanischer Einwanderer nach Kanada nimmt in den letzten Jahren merklich zu und stieg zwischen 1998 und 2003 um fast 70 Prozent.

Auch Brasilien spielt eine wichtige Rolle in der kanadischen Außen- und Wirtschaftspolitik. Im Rahmen der mittlerweile festgefahrenen Verhandlungen zu einer hemisphärischen Wirtschaftsordnung (Free Trade Area of the Americas, FTAA) galt und gilt Brasilien als wichtiger Partner. Die Erklärung zur Internationalen Politik Kanadas von 2005 bezeichnet das südamerikanische Land neben China und Indien gar als „neu entstehenden Giganten“, dem die kanadische Außenpolitik in Zukunft mehr Aufmerksamkeit widmen müsse. Eine weitere Säule kanadischer Außenpolitik in der amerikanischen Hemisphäre ist die Haiti-Politik. Seit den 1980er Jahren beteiligte sich Kanada an mehreren Missionen der UN und OAS in dem Karibikstaat. Die

Drei Staaten rücken enger zusammen

Ungewöhnlich spät, erst 1990, trat Kanada der schon 1948 gegründeten Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) bei.



OAS



Kanada teilt sich als zweitgrößtes Land der Erde eine fast 9.000 Kilometer lange Grenze mit dem direkten Nachbarn USA.

aktuelle kanadische Regierungserklärung vom Oktober 2007 erhebt die wirtschaftliche und politische Stabilisierung Haitis zur Chefsache. Einige Kommentatoren spekulieren jedoch, dass dieses Interesse nicht nur direkt der prekären Lage dieses hemisphärischen Nachbarn geschuldet ist, sondern auch auf innenpolitischer Opportunität basiert: Die haitianischen Einwanderer sind eine wichtige Gemeinschaft, die vor

allem in Montreal stark vertreten und politisch sehr aktiv ist.

Zurzeit gehören die Americas offiziell zu den drei Schlüsselprioritäten kanadischer Außenpolitik – eine noch sehr junge Entwicklung, da Kanada die meiste Zeit des 20. Jahrhunderts an Lateinamerika und der Karibik nicht viel Interesse bekundete. Eine wichtige Ausnahme sind Ottawas Beziehungen zu Kuba, da sie auch das Verhältnis Kanadas zu den USA betreffen. Der kanadische Premierminister Pierre Trudeau war 1976

Schlüsselprioritäten kanadischer Außenpolitik

der erste Staatschef eines NATO-Mitgliedslandes, der Fidel Castro in Havanna offiziell einen Besuch abstattete. Als der kanadische Premierminister Jean Chrétien im Mai 1998 mit dem Revolutionsführer zusammentraf, war dies der erste offizielle Besuch eines westlichen Staatschefs in Kuba seit zwölf Jahren. Selbst unter konservativen Premierministern wurden die Beziehungen nie ganz gekappt. Dies hatte zu Verstimmungen im Verhältnis zu den USA geführt. Die USA reagierten darauf unter anderem mit dem Helms-Burton-Gesetz von 1996: Es erlaubte US-Bürgern, ausländische Firmen und Investoren zu verklagen, die mit Kuba Geschäftsbeziehungen unterhalten und die beschlagnahmtes US-amerikanisches Eigentum betreffen.

Wie die Beispiele der kanadischen Freihandels- und Kubapolitik zeigen, ist Kanadas Rolle in der amerikanischen Hemisphäre eng verknüpft mit seinem Verhältnis zu den USA. Kanada ist zwar das zweitgrößte Land der Erde, hat aber nur den einen direkten Nach-

Haben die Einwohner Vancouvers mit ihren amerikanischen Nachbarn in Seattle mehr gemein als mit den weit entfernten Kanadiern an der Ostküste?





barn USA, mit dem es sich eine fast 9.000 Kilometer lange Grenze teilt und in dessen Schatten es zu stehen scheint. Kanadier sehen sich auch nicht als Amerikaner, diese Bezeichnung ist den US-Amerikanern vorbehalten.

Kanada in Nordamerika

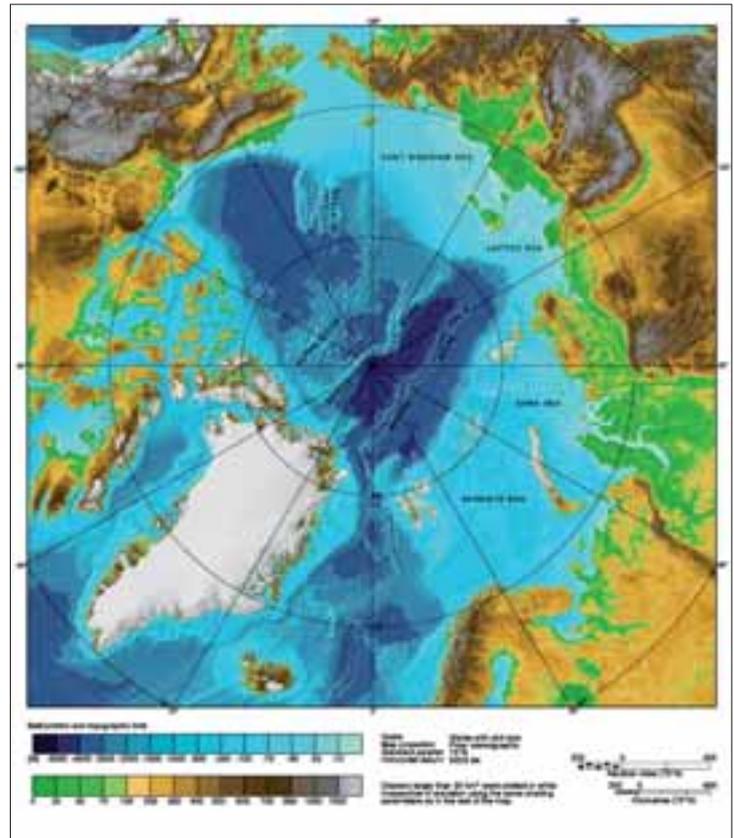
Sie sind Kanadier, und als solche genießen sie weltweit mehr Sympathie als ihr mächtiger Nachbar. Ein Umstand, der angeblich dazu geführt hat, dass US-Amerikaner lieber mit dem Ahornblatt auf dem Rucksack durch die Welt reisen, damit sie unbehelligt bleiben.

Kanada scheint auch für das „bessere Nordamerika“ zu stehen, eine Einschätzung, die sowohl intern forciert, aber auch von außen konstruiert wird. Das hat zum einen mit dem kanadischen Selbstverständnis als Verfechter einer multilateralen internationalen Ordnung und seinem Peacekeeping-Engagement zu tun. Legendär ist der Werbespot einer kanadischen Biermarke, in der kanadisches „Peacekeeping“ US-amerikanischem „Policing“ gegenübergestellt wird: eine Unterscheidung, die angesichts der derzeitigen kanadischen Afghanistan-Mission nicht mehr so offensichtlich scheint.

Auch die politische Kultur der beiden Nachbarn unterscheidet sich. In Kanada gehören „Frieden und Ordnung, gutes Regieren und Verwalten“ zu den Gründungstugenden, in den USA hingegen sind dies „Leben, Freiheit und das Streben nach Glück“. In Kanada gibt es statt eines Präsidenten einen Premierminister, und zu den etablierten Parteien gehören neben den Konservativen und Liberalen auch Sozialdemokraten.

Frieden und Ordnung, gutes Regieren und Verwalten

Im Gegensatz zu den USA erwarten Kanadier von ihrer Regierung die Lösung drängender Probleme, die in den USA auch gerne einmal selbst angepackt werden. Auch in Kanada wird individualis-



Benannt nach dem russischen Gelehrten Michail Lomonossow, geriet der gleichnamige Rücken im Arktischen Ozean wegen erhoffter Bodenschätze in den Blickpunkt von Dänemark, Russland und Kanada.

tische Tradition großgeschrieben, zumindest in Alberta, der ölreichen Provinz im Westen des Landes. Und so streiten sich die Experten noch immer darüber, ob die unterschiedlichen Werte entlang des 49. Breitengrades oder doch eher entlang geografischer Großregionen anzusiedeln sind, die sich in Nord-Süd-Richtung über beide Staaten erstrecken. Schließlich hätten die Bewohner Vancouvers und Seattles doch viel mehr

Die Nordwestpassage, in diesem Sommer zum ersten Mal eisfrei, erspart Schiffen rund 4.000 Kilometer Seeweg gegenüber der Panamakanal-Route.





Weltberühmte Eishockey-Legenden wie Wayne Gretzky oder Erfinder wie Graham Bell sind laut kanadischer Fernsehzuschauer nicht die größten Helden Kanadas, sondern Tommy Douglas, „Vater“ des Krankenversicherungssystems in Kanada.

Dr. Petra Dolata-Kreutzkamp



Geboren 1970 in Wildeshausen, aufgewachsen im Ruhrgebiet. Von 1989 bis 1996 Studium der Amerikanistik, Politikwissenschaft und Geschichte in Marburg, Bochum und Waterloo, Kanada. 1996 Magister (Amerikanistik) an der Ruhr-Universität Bochum. 2003 Doktor der Sozialwissenschaft an der Ruhr-Universität. Von 2000 bis 2002 wissenschaftliche Hilfskraft und Lehrbeauftragte für nordamerikanische Geschichte

an der Universität Erfurt. Seit 2003 wissenschaftliche Assistentin am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien (Abteilung Geschichte). Seit 15. Oktober 2007 beurlaubt und Vertretung einer Lecturer-Stelle im War Studies Department am King's College, London. Government of Canada Award und Research Fellow an der University of Toronto im Jahre 2004.

Forschungsschwerpunkte: kanadische und US-amerikanische Außenpolitik, transatlantische Beziehungen, Energiesicherheit und Geopolitik, Nationalismus in Québec und Schottland.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
John-F.-Kennedy-Institut
Abteilung Geschichte
Lansstr. 7–9
14195 Berlin

E-Mail: dolata@jfki.fu-berlin.de

Internet: www.jfki.fu-berlin.de/faculty/history/persons/dolatakreutzkamp/

gemeinsam als die Bewohner Vancouvers und einer Kleinstadt an der kanadischen Ostküste.

In der (Pop-)Kultur ist die Grenze häufig nur noch eine imaginäre. Die großen Sportligen sind integriert, im Fernsehen sieht man die gleichen Serien, im Radio hört man die gleiche Musik – und für viele Europäer ist es sowieso kaum möglich, auf den ersten Blick Kanadier und US-Amerikaner zu unterscheiden. Dennoch gibt es immer wieder Momente, in denen die Kanadier ihre ganz eigenen Werte und Helden feiern.

Als das kanadische Fernsehen seine Zuschauer vor drei Jahren aufforderte, den größten Kanadier der Geschichte zu wählen, fiel ihre Wahl nicht etwa auf die ehemaligen Premierminister John A. Macdonald, Lester B. Pearson oder Pierre Trudeau. Auch die Erfinder Alexander Graham Bell oder Frederick Banting wurden nicht gewählt, ebenso wenig Eishockey-Legenden wie Wayne Gretzky oder Don Cherry.

Die Nummer eins wurde Tommy Douglas, der landesweit als „Vater“ des Krankenversicherungssystems in Kanada gilt. Genau diese Unterschiede werden auch von außen wahrgenommen. Allen voran der umstrittene US-amerikanische Filmemacher Michael Moore: Gerne zeigt er Kanada als Gegenentwurf, ja fast als Korrektiv zur amerikanischen Gesellschaft. In seinen Dokumentarfilmen ist zu sehen, wie viel sicherer kanadische Städte angeblich sind und wie gut die Krankenversicherung funktioniert. Dabei scheint er zu vergessen, dass auch kanadische Großstädte wie Toronto mit Bandenkriminalität, Armut und Obdachlosigkeit zu kämpfen haben.

Kanadische Geschichte und kanadische Befindlichkeiten im 20. Jahrhundert kann man ohne Blick auf die Beziehungen zum südlichen Nachbarn kaum verstehen. Schon seit dem Zweiten Weltkrieg haben die beiden nordamerikanischen Staaten sicherheitspolitisch zusammengearbeitet. Diese Kooperation wurde durch den Kalten Krieg institutionalisiert, vor allem 1958 durch die Einrichtung einer Nordamerikanischen Luftüberwachung (NORAD). Angesichts neuer sicherheitspolitischer Entwicklungen wurde diese Zusammenarbeit in den letzten Jahren weiter vertieft.

Auf wirtschaftlicher Ebene bestanden schon früh kontinentale Verbindungslinien – das erste gemeinsame Handelsabkommen datiert aus dem Jahre 1854. Doch bis in das 20. Jahrhundert wirkten die Handelsbeziehungen mit dem Mutterland Großbritannien als Ausgleich der kontinentalen Kräfte. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs nahmen die kontinentalen Verflechtungen weiter zu, gerade im Bereich der Direktinvestitionen.

Der größte Kanadier der Geschichte

Erstes gemeinsames Handelsabkommen

Was 1965 zunächst als Abkommen für die Autoindustrie begann, wurde in den 1980er Jahren zum umfassenden Freihandelsabkommen.

Ganz so reibungslos, wie die lange historische Sicht den Prozess erscheinen lässt, verliefen diese Entwicklungen jedoch nicht. Seit den 1950er Jahren gab es immer wieder Stimmen, die vor einer kulturellen und wirtschaftlichen „Überfremdung“ Kanadas durch die USA warnen. Und kanadische Regierungen hatten immer wieder Maßnahmen ergriffen, die beispielsweise kanadisches Fernsehen und Radio, kanadische Kulturproduktion oder auch kanadische Energieunternehmen gegen US-amerikanische Einflussnahme sicherten. In den 1960er Jahren führte vor allem die US-amerikanische Vietnampolitik zu einer zunehmend national zentrierten kanadischen Außenpolitik, die neben der Kubapolitik eine anti-amerikanische Investitionspolitik und eine wirtschaftliche Diversifizierungsstrategie beinhaltete. Die Folge: Europa wurde in den 1970er Jahren wiederentdeckt. Kanada war das erste Industrieland, mit dem die Europäische Gemeinschaft 1976 einen weitreichenden Kooperationsvertrag abschloss. Doch die kontinentalen Verbindungen waren stärker. Bereits in den 1980er Jahren gingen 80 Prozent kanadischer Ausfuhren in die USA. Damit machte sich das Exportland Kanada verwundbar gegenüber der US-amerikanischen Handelspolitik. Durch ein Freihandelsabkommen versuchte man, dieses Problem in den Griff zu bekommen.

Auch wenn sich Kanadier nicht als Amerikaner verstehen und diese Unterscheidung geradezu nationsbildend ist, bleibt Kanada faktisch ein integraler Bestandteil Nordamerikas. Mitunter werden die Abgrenzungen zwischen Kanada und den USA, die manche als Minderwertigkeitskomplex abtun, auch innerhalb des Landes politisch instrumentalisiert. Die Betonung einer nordamerikanischen Tradition in der Provinz Québec, die unter dem Stichwort „Américanité“ firmiert, dient auch der Abgrenzung gegenüber dem Rest Kanadas und stärkt separatistische Ambitionen.

Ungeachtet der engen kontinentalen Verbindungen, sah sich Kanada selbst bis weit in das 20. Jahrhundert hinein als transatlantische Nation. Die eigene Kolonialgeschichte und die Einwanderungsbewegungen ließen das europäische Element bis in die 1950er Jahre zu

einem wichtigen Merkmal Kanadas werden. Nicht wenige Touristen bemerken gerne, wie viel „europäischer“ doch dieses

nordamerikanische Land im Vergleich zu den USA sei, und auch die kanadische Außenpolitik ist im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert eng mit Europa verknüpft – besonders mit dem britischen Empire. Kanadische Soldaten ließen während der zwei Weltkriege



Gerade einmal 1,3 Quadratkilometer groß, geriet die Hans-Insel zum Zankapfel zwischen Dänemark und Kanada.

in Europa ihr Leben; die gewonnenen Schlachten aus dem Ersten Weltkrieg gehören noch heute zu den identitätsstiftenden Momenten.

Auch die Verbindungen zum britischen Mutterland wurden nie ganz aufgegeben. 1957 versuchte beispielsweise Premierminister John Diefenbaker, die Wirtschaftsbeziehungen wieder zu vertiefen. Er kündigte an, 15 Prozent des kanadischen Handels von den USA nach Großbritannien umzuleiten. Eine ähnliche Überlegung beeinflusste auch die Diversifizierungsstrategie des Premiers Trudeau, der Anfang der 1970er Jahre eine als „Third Option“-Politik bekannte Strategie verfolgte. Heute noch beschwört der amtierende Premierminister Stephen Harper die britischen Traditionen und besonderen Beziehungen zum Königreich. In europäischen Hauptstädten wird Kanada oft als perfektes Eingangstor zum NAFTA-Wirtschaftsraum „verkauft“, da in Kanada europäische Verhältnisse herrschten – etwa bei den Sozialversicherungssystemen.

Die transatlantische Ausrichtung Kanadas lässt sich auch an seiner Rolle als Gründungsmitglied des Nordatlantischen Verteidigungsbündnisses, der NATO, festmachen: Neben den USA war Kanada das einzige nichteuropäische Mitglied. Im Rahmen des Bündnisses stationierte Kanada Truppen in Deutschland und beteiligte sich am Wiederaufbau Europas. Viele Jahre später leistete Kanada seinen Beitrag in Bosnien und im Kosovo. Der Fokus richtete sich also lange Zeit auf Europa – und nicht nur auf die eigene Hemisphäre. Wenngleich die Bedeutung Europas in der kanadischen Politik in den letzten Jahren insgesamt abgenommen hat, bedeutet dies nicht automatisch eine Neuorientierung hin zu den Amerikas. Mittlerweile sieht sich Kanada auch zunehmend als Brücke nach

Verbindungen zum britischen Mutterland

Kanada als Brücke nach Amerika

Asien. Transpazifische Beziehungen könnten die transatlantischen also unter Umständen schwächen oder sogar ersetzen.

Viel wichtiger als neue Beziehungen über den Pazifik oder nach Süden ist der wieder in Mode gekommene Blick nach Norden. Kanada ist nicht nur vom Pazifik und Atlantik umgeben, sondern grenzt auch an das Nordpolarmeer. Wenn sich Kanadier doch als Nordamerikaner bezeichnen, dann liegt die Betonung meist auf dem Wort „Nord“. Schon früh konstruierte sich Kanada als Nation des Nordens. In den historischen Darstellungen haben Pelzhändler und Siedler den klirrenden Wintern getrotzt und so das weite Land erschlossen. Außerdem verspricht der hohe Norden Reichtümer ungeahnten Ausmaßes. Eine US-amerikanische Studie schätzt, dass im dortigen Eis etwa ein Viertel der weltweiten, noch nicht entdeckten Erdöl- und Erdgasreserven liegen. Die Arktis gehört Kanada, darin sind sich Politiker und Bevölkerung einig, auch die französischsprachigen Einwohner Québecs. Schließlich heißt es in der kanadischen Nationalhymne über Kanada: „The true north, strong and free“ („Der wahre Norden, stark und frei“).

Zusammen mit Russland, den USA, Dänemark und Norwegen wetteifert die kanadische Regierung derzeit um das Packeis in der Arktis. Laut der 1982 verabschiedeten Seerechtskonvention der Vereinten Nationen (UNCLOS) können Besitzansprüche an Landmassen geltend gemacht werden, die unter Wasser liegen. Sind diese Unterwassergebirge mit dem Festland verbunden, gelten sie als geologische Ausläufer des jeweiligen Staates und fallen damit in dessen Souveränität.

Neben Dänemark wollen Kanada und Russland beweisen, dass beispielsweise der etwa 1.800 Kilometer lange Lomonossow-Rücken einen Ausläufer ihrer Hoheitsgebiete darstellt, in dem große Bodenschätze schlummern. Kanada hat außerdem ein Interesse daran, dass

die Nordwestpassage nicht als internationales Gewässer gilt, sondern als kanadisches.

Die Passage, die in diesem Sommer zum ersten Mal eisfrei war, erlaubt Schiffen eine Ersparnis von rund 4.000 Kilometern gegenüber der üblichen Route durch den Panamakanal. Die größte Sorge Kanadas gilt dabei den möglichen Auswirkungen auf die Umwelt in diesem empfindlichen Ökosystem. Deshalb besteht Kanada – zur Not auch mit unilateralen Mitteln – auf den Souveränitätsanspruch, der weder von den USA noch von der EU anerkannt wird. Oberstes Prinzip sei es, so Premierminister Stephen Harper im Juli 2007, „kanadische Souveränität zu nutzen oder sie zu verlieren“ („use it or lose it“). Dass die Kanadier es ernst meinen, zeigt nicht nur die Ankündigung, einen Tiefseehafen und ein militärisches Trainingszentrum in der Arktis zu bauen, sondern auch die

In diesem Sommer zum ersten Mal eisfrei

beinahe militärische Auseinandersetzung mit Dänemark über eine 1,3 Quadratkilometer kleine Insel in der Ostarktis, die Hans-Insel. Der seit den 1970er Jahren schwelende Konflikt um dieses kleine Stück Land drohte im Sommer 2005 zu eskalieren, als beide Kontrahenten ihre Flaggen dort hissten.

Doch bei all der nationalen Rhetorik in der Arktispolitik werden gerne diejenigen vergessen, die den kanadischen Souveränitätsanspruch auf das Gebiet durch ihre jahrhundertlange Anwesenheit manifestieren, die Inuit. Ihre Vorfahren kamen vor Jahrtausenden über die zugefrorene Beringstraße nach Kanada und sind damit die ersten Bewohner Kanadas. Auch ihre Heimat kommt nun wieder in den Fokus kanadischer Identitätskonstruktionen, und in diesem Fall ist Kanadas Blick weniger auf die südlichen Amerikas gerichtet als nach Norden zur Polarkappe. Für Kanada wird es auch in Zukunft schwierig sein, sich als genuin amerikanische Nation zu sehen – erst recht, wenn die Abgrenzung zu den USA und damit auch Amerika identitätsstiftend bleibt.

Kanada als nördlichstes Nordamerika

Kanada, das nördlichste Amerika, eingebunden in die Amerikas.





iStockphoto

Amerika in Stichpunkten

KURZ-FUNDIERT

Was Sie schon immer über Amerika wissen wollten, ohne einen langen Text lesen zu müssen: Fragen und Aspekte, die zu schade sind, um aus dem Heft zu fallen. In Stichpunkten zusammengefasst – zwei riesige Kontinente auf drei Seiten.

Wo liegt Amerika? Die „Neue Welt“ umfasst die beiden Erdteile Nord- und Südamerika, die durch die Land- und Inselbrücke Mittelamerika miteinander verbunden sind. Umgeben vom Pazifischen Ozean im Westen, dem Atlantischen Ozean im Osten und dem Nordpolarmeer im Norden, ist der Doppelkontinent deutlich von allen anderen Erdteilen getrennt. Allerdings beträgt die Entfernung zu Asien im Nordwesten der Beringstraße nur 85 Kilometer. Amerika erstreckt sich von 83 Grad nördlicher Breite bis fast 54 Grad südlicher Breite und dehnt sich damit von Nord bis Süd über etwa 15.000 Kilometer. Etwa 900 Millionen Menschen leben in Amerika, verteilt auf etwas mehr als 42 Millionen Quadratkilometer.

Wer entdeckte Amerika? Eines steht fest: Kolumbus war es nicht – jedenfalls war er nicht der Erste, der amerikanischen Boden betrat. Dennoch darf seine Reise im Jahre 1492 nicht unterbewertet werden. Die meisten Historiker sind sich einig: Seine Fahrt markiert den Beginn einer beispiellosen Entdeckungsära und das Ende des Mittelalters. Allerdings kamen die ersten Menschen, die den nordamerikanischen Kontinent besiedelten, schon 30.000 Jahre früher an. Während der letzten Eiszeit wanderten die Vorfahren der Indianer wahrschein-

lich über die Landbrücke der Aleuten von Sibirien nach Alaska. Die ersten Europäer in Amerika waren wohl die Wikinger. Archäologische Funde deuten daraufhin, dass im Laufe der Jahrhunderte viele Entdecker versuchten, Amerika zu erreichen – auf ganz verschiedenen Wegen. Aber eine der am besten dokumentierten Fahrten ist die des Wikingers Leif Eriksson. Er und seine Mannen erreichten Nordamerika nicht nur knapp 500 Jahre vor Kolumbus, sie bauten sogar eine Kolonie auf – und zwar im heutigen Neufundland. Die Unesco erklärte die Fundstelle zum ersten Welterbe.

Wie setzt sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten zusammen? Die Verfassung der USA verlangt, dass alle zehn Jahre eine Volkszählung ausgeführt wird: der Census. Gezählt wurde erstmals, kurz nachdem George Washington das Amt des Präsidenten übernahm, im

Die Ersten waren schon vor 30.000 Jahren da

Die Fahrten des Wikingers Leif Eriksson sind am besten dokumentiert – und er erreichte Nordamerika 500 Jahre vor Kolumbus.



iStockphoto



fotolia



Brent Walker, fotolia

Die amerikanische Währung ist die wichtigste der Welt.

Jahre 1790. Damals dauerte es 18 Monate, um 3,9 Millionen Menschen zu zählen. Im Laufe der Jahre wurde nicht nur die Bevölkerungszahl erhoben, sondern auch Wirtschaftsdaten zu Fabriken, zur Landwirtschaft und zum Bergbau, seit 1950 auch computergestützt.

Laut der letzten Zählung aus dem Jahr 2000 leben über 281 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten – knapp 13 Prozent mehr als zehn Jahre zuvor. Ein solcher Bevölkerungszuwachs von 32,7 Millionen ist einzigartig in der amerikanischen Geschichte; nicht einmal die Generation der „Baby-Boomer“ schaffte diesen Sprung – damals nahm die Bevölkerung um 28 Millionen zu. Bei der letzten Zählung im Jahr 2002 konnten die Befragten zum ersten Mal angeben, zu mehr als einer Ethnie zu gehören. Etwa sieben Millionen Menschen, also 2,4 Prozent machten davon Gebrauch. Die restlichen 274 Millionen gaben ihre Ethnie wie folgt an: 75,1 Prozent weiß, 12,3 Prozent afro-amerikanisch, 0,9 Prozent indianisch, 3,6 Prozent asiatisch. Getrennt wurde nach der sogenannten hispa-

281 Millionen Menschen in den USA

nischen Herkunft gefragt: Etwa 13 Prozent gehören zu dieser Bevölkerungsgruppe.

nischen Herkunft gefragt: Etwa 13 Prozent gehören zu dieser Bevölkerungsgruppe.

Wie wurde der US-Dollar zur wichtigsten Währung der Welt?

Vor der Gründung der Vereinigten Staaten herrschte in den Kolonien ein Währungs-Wirrwarr. Englisch-Geld zu importieren, war den Siedlern verboten – sie erhielten lediglich eine Art Wechsel, wenn sie Ware ins Mutterland lieferten. Als Zahlungsmittel dienten daher Muscheln, Mais, Tabak, manchmal gepökeltes Fleisch. Doch einige Kolonien begannen, sich als unabhängige Staaten zu sehen, und prägten eigene Münzen – gegen das Gesetz. Denn das Pragerecht war Parlament und Krone vorbehalten. Die englische Königin ging gegen die Schwarzpragungen vor, sodass die Siedler auf Fremdwährungen auswichen, meist auf Münzen aus Spanien und den Niederlanden. Der Dollar schwappte dann vom süd-

Muscheln, Mais, Tabak als Zahlungsmittel

lichen Teil des Kontinents nach Norden. Die spanischen Eroberer prägten silberne „Dolares“ – das Wort entstammt dem „Taler“, im süddeutschen Raum früher „Daler“ ausgesprochen. Im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg entschieden sich die ehemaligen Kolonisten dann, ihre eigene Währung Dollar zu nennen und nicht Pfund. Revolutionär war die dezimale Einteilung: 100 Cent entsprechen einem Dollar – damals eine Weltneuheit. In England rechnete man noch 12 Pence zu einem Shilling und 20 Shilling zu einem Pfund um. Im 19. Jahrhundert stieg der Wert des Dollars – und stürzte immer wieder ab. Auf Phasen des Wirtschaftswachstums folgten stets Wirtschaftskrisen. Doch das stetige



Bevölkerungswachstum, die industrielle Revolution und ihre geografisch günstige Lage führten langfristig zur enormen Wirtschaftskraft der Vereinigten Staaten und damit auch zur Stärke des Dollars. Doch zur weltweiten Leitwährung wurde er erst 1944 im amerikanischen Ferienort Bretton Woods. Dort verabredeten Vertreter aus 44 Ländern, den Wert des Dollars ans Gold zu koppeln – und die Weltbank sowie den Internationalen Währungsfond zu gründen. Auch

Öl, Silber, Zucker in Dollar gehandelt

nachdem Richard Nixon als Präsident diese Koppelung wieder aufhob, blieb die Vorrangstellung unangefochten: Öl, Silber, Zucker und viele andere Rohstoffe werden nach wie vor in Dollar gehandelt. Erst seitdem es den Euro gibt und sich die USA massiv verschuldet haben, wird wieder verstärkt darüber spekuliert, ob der Dollar seine Kraft einbüßt.

Warum sprechen die Brasilianer portugiesisch, alle anderen Südamerikaner aber spanisch? Ein Land, das nicht viel größer war als heute Bayern, veränderte die Welt: Portugal. Von dort aus segelten Entdecker in alle Welt. Sie landeten in Grönland und in Japan, in Indien

Der Papst als Schiedsrichter

und Südamerika. In Brasilien ist Portugiesisch noch heute die Muttersprache von mehr als 160 Millionen Menschen. Allerdings sprechen Argentinier, Bolivianer und Chilenen Spanisch. Das kam so: Die Portugiesen waren auf der Suche nach einem schnellen Seeweg Richtung Indien. Ihre Variante: Afrika umschiffen und dann Richtung Nordosten. Die Spanier versuchten es auf dem Weg nach Westen über den Atlantik. Das brachte die beiden Seemächte auf einen Gedanken: Sie wollten den Erdball zwischen sich aufteilen. Im

spanischen Kloster von Tordesillas regelten sie das 1494 in einem Vertrag, Schiedsrichter war der Papst: Westlich einer Linie, die durch Brasilien verläuft, sollte die Welt spanisch sein, östlich portugiesisch.

Wer sind die „Friends of Freie Universität Berlin“? US-amerikanische Universitäten pflegen den Kontakt zu ihren Absolventen schon lange – und profitieren von deren Spenden und politischem Einfluss. Die Alumni-Tradition gibt es dort schon seit mehr als 100 Jahren, deutsche Universitäten haben das Potenzial ihrer Ehemaligen erst in den 1990er Jahren entdeckt, auch die Freie Universität. „Vergessen waren sie aber nicht“, sagt Wedigo de Vivanco, Leiter der Abteilung Außenangelegenheiten der Freien Universität, „sie standen nur nicht im Bewusstsein der Entscheidungsträger. Das hat sich grundlegend geändert.“ Mittlerweile sind mehr als 11.000 Absolventen in einer Datenbank der Ehemaligen zu finden. Und täglich kommen weitere Namen hinzu. Als erste deutsche Hochschule unterhält die Freie Universität ein Büro in New York, das sich unter anderem der Alumni-Suche in den USA widmet: Die „Friends of Freie Universität Berlin“ (FFUB) knüpfen von ihrem repräsentativen Büro im German House am United Nations Plaza Kontakte zur amerikanischen Wirtschaft, Kultur und Politik. Seit 2004 verleihen sie den „Transatlantic Bridge Award“ an Persönlichkeiten, die sich um den transatlantischen Dialog verdient gemacht haben. Zu den Preisträgern gehören Lord Norman Foster, Architekt der neuen Philologischen Bibliothek der Freien Universität, und Klaus Schwab, Gründer des Weltwirtschaftsforums.

Zusammengestellt von Oliver Trenkamp.



Wir freuen uns auf Sie

Ernst Reuter (1889–1953) hatte als Oberbürgermeister von Berlin (ab 1950 Regierender Bürgermeister) entscheidenden Anteil an der Gründung der Freien Universität Berlin, die am 4. Dezember 1948 im Titania-Palast in Steglitz gefeiert wurde. Immer wieder regte er an, einen Förderverein ins Leben zu rufen. Sein Wunsch wurde nach seinem Tod als Vermächtnis verstanden und am 27. Januar 1954 in die Tat umgesetzt. In der ERG treffen sich seit über 50 Jahren Studierende, Absolventen, Freunde, Förderer und ehemalige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Sie sind herzlich eingeladen, sich über die Arbeit des Fördervereins zu informieren.

Im Rahmen Ihrer Mitgliedschaft in der ERG erhalten Sie

1. Einladungen zu Veranstaltungen der ERG und der FU
2. Vollaccount und E-Mail-Adresse über die ZEDAT
3. Ermäßigungen für Veranstaltungen (*Collegium Musicum* und *Lange Nacht der Wissenschaften*)
4. Ermäßigung für die GasthörerCard
5. Mitarbeiter tarif beim Hochschulsport
6. Ermäßigung für Weiterbildungsangebote
7. Mitarbeiter tarif in der Mensa
8. Magazin WIR für die Ehemaligen
9. auf Wunsch Zusendung der FU-Tagesspiegelbeilage und des Wissenschaftsmagazins *fundiert*
10. Ermäßigung für das Berliner Kabarett Theater *Die Wühlmäuse*

Die ERG widmet sich verstärkt der Kontaktpflege zu den Ehemaligen der Freien Universität Berlin. Als Mitglied können Sie über Fachgrenzen und Studienzeit hinaus an Leben, Arbeit und Entwicklung der Freien Universität teilnehmen. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich absetzbar.

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 101 00 101 11
Mitgliedsbeiträge und Spenden

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 101 01 523 58
Stifterfonds Ernst-Reuter-Stipendienprogramm

Unsere Aktivitäten

- ▶ Verleihung der Ernst-Reuter-Preise
- ▶ Verleihung der Ernst-Reuter-Stipendien
- ▶ Unterstützung der Jubiläumsfeiern Silberne und Goldene Promotion
- ▶ Fundraising für den Stifterfonds des Ernst-Reuter-Stipendienprogramms
- ▶ Reuterianer-Forum
- ▶ Druckkostenzuschüsse zu Dissertationen
- ▶ Verwaltung von 2000 Mitgliedern
- ▶ Verwaltung von fachbereichsbezogenen Kapiteln
- ▶ Drittmittelverwaltung zweckgebundener Zuwendungen
- ▶ Gesellschafter der ERG Universitätservice GmbH
- ▶ Herstellung von Kontakten zu Absolventen mit dem Ziel der Netzwerkbildung

ANTRAG AUF MITGLIEDSCHAFT

Ich möchte der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen der Freien Universität Berlin e. V. beitreten (bitte ankreuzen):

Mitgliedschaft / normal
(Mindestbeitrag 50,00 €/Jahr)

Mitgliedschaft / ermäßigt
(Mindestbeitrag 10,00 €/Jahr für Studierende und Ehemalige einschließlich der ersten drei Jahre nach Exmatrikulation, bitte Nachweis belegen)

Institution / Firma
(Mindestbeitrag 150,00 €/Jahr)

Fördermitgliedschaft
Ich bin bereit, statt des Mindestbeitrags von 50,00 € eine jährliche Spende von _____ zu zahlen.

Ich möchte dem Kapitel _____ zugeordnet werden (optional)

GESCHÄFTSSTELLE:
Die Ernst-Reuter-Gesellschaft
der Freunde, Förderer und Ehemaligen
der Freien Universität Berlin e. V.
Kaiserswerther Str. 16 – 18 · 14195 Berlin
Telefon Büro des Vorstandes: 030 – 838 570 38
Irma Indorf irma.indorf@fu-berlin.de
Telefon Mitgliederverwaltung und Finanzen: 030 – 838 530 77
Sylvia Fingerle-Ndoye erg@fu-berlin.de
Fax 030 – 838 530 78
www.fu-berlin.de/alumni/erg

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Ernst-Reuter-Gesellschaft

Vorname _____ Name _____ E-Mail _____

Geburtsdatum _____ Akad. Grad/Titel/Funktion _____ Beruf/Position _____

Straße _____ PLZ, Ort _____ Telefon/Fax _____

Ich habe an der FU studiert von–bis _____

Ich war an der FU tätig von–bis _____

Ich möchte die FU-Tagesspiegelbeilage per Postversand ja nein
(www.fu-berlin.de/presse/publikationen/tsbeilage.html)

Ich möchte das Wissenschaftsmagazin *fundiert* per Postversand ja nein
(www.efjenbeinturm.net/fundiert)

Ich bin einverstanden, dass die Angaben zu Vereinszwecken in einer rechnergestützten Adressdatei gespeichert werden. Alle Angaben sind freiwillig.

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, die zu entrichtenden Zahlungen bei Fälligkeit zu Lasten des Kontos

Kontoinhaber _____

Kontonummer _____ BLZ _____ Geldinstitut mit Ortsangabe _____

durch Lastschrift einzuziehen. _____ Datum _____ Unterschrift _____

Studenten werben Studenten.

Das sind Ihre Prämien:



1 360°-Tasche „Barkasse“

Unaufdringlich und auffällig zugleich! Die „Barkasse“ bietet mehr Möglichkeiten als man zuerst annimmt: Laptop, Unterlagen und Schreibutensilien finden in den offenen Fächern Platz, der Rest in zwei breiten Reißverschlussfächern. Die Tasche besteht aus echtem, strapazierfähigem Segeltuch, das schon die Weltmeere gesehen hat. Der Deckel ist aus Filz, hergestellt aus der Wolle schottischer Hochlandschafe. Mit breitem Klettverschluss und verstellbarem Tragegurt. Deckelmotive: verschiedene Ziffern, wahlweise in rot oder schwarz. Maße: B 38 x H 28 x T 12 cm.

2 iTunes Musikkarten im Wert von 60 €

Gute Laune schenken mit der iTunes Musikkarte*! Laden Sie bis zu 60 Lieblingssongs oder 10 komplette Alben, Musikvideos oder Hörbücher einfach auf Ihren PC, Mac oder iPod herunter und wählen Sie aus über 6 Millionen Musiktiteln, 3.500 Musikvideos und 27.000 Hörbüchern. Genießen Sie Ihr individuelles Hörerlebnis aus der größten Sammlung digitaler Musik. Die iTunes Musikkarte ist nach Einlösen des Codes 6 Monate gültig.



* Zum Einlösen dieser iTunes Guthabekarte muss iTunes 4.7 (oder neuer) installiert werden und ein iTunes Music Store Account vorhanden sein. iTunes ist kostenlos für Mac und PC verfügbar. iTunes erfordert Mac OS X 10.1.5 (oder neuer), Windows 2000 oder Windows XP und den Internetzugang durch einen Internet-Anbieter (hierfür können Gebühren anfallen). Diese iTunes-Karte ist ausschließlich im iTunes Store Deutschland einlösbar. Weitere Informationen unter www.apple.com



Prämien-Gutschein für den Vermittler

(Gilt nicht für ermäßigte oder befristete Abonnements – z. B. Geschenk-Abo.)

Ich habe für den Tagesspiegel einen neuen Studenten-Abonnenten gewonnen. Bitte schicken Sie mir die folgende Prämie:

360°-Tasche „Barkasse“

rot schwarz

iTunes Musikkarten im Wert von 60 €

Der neue Abonnent ist nicht mit mir identisch und gehört nicht zu meinem Haushalt.

Frau Herr

Name/Vorname: _____

Straße/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

E-Mail: _____

Geburtsdatum (freiwillige Angabe) _____

Datum: _____ Unterschrift des Vermittlers: _____

Bestellschein für den neuen Tagesspiegel-Abonnenten

Bitte liefern Sie mir ab _____ den TAGESSPIEGEL täglich für mindestens 12 Monate und danach im laufenden Bezug zum ermäßigten Preis für Studenten von zzt. monatlich 13,50 € (inkl. MwSt. und Zustellung innerhalb Deutschlands). Der Vorzugspreis kann nur bei Einsendung der Immatrikulationsbescheinigung gewährt werden.

Ich und in meinem Haushalt lebende Personen waren in den letzten sechs Monaten nicht Abonnent des Tagesspiegels. Bitte buchen Sie den Bezugspreis von meinem Konto ab:

monatlich vierteljährlich

Kontonummer: _____ BLZ: _____

Bank: _____

Name/Vorname: _____

Straße: _____ Nr.: _____

Zustellhinweis (z. B. Innenbriefkasten) _____

PLZ/Ort: _____ Telefon: _____

E-Mail: _____

Geburtsdatum (freiwillige Angabe) _____

Widerrufsbelehrung: Sie haben das Recht, diese Bestellung innerhalb von zwei Wochen nach Lieferbeginn in Textform oder durch Rücksendung der erhaltenen Waren zu widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs an: Verlag Der Tagesspiegel GmbH, Vertrieb, 10876 Berlin. Der Widerruf bedarf keiner Begründung. Datum und Unterschrift des neuen Abonnenten: _____

Preisstand dieses Angebotes 01.07.2007



Gleich bestellen:

Fax (030) 260 09-771

www.tagesspiegel.de/abo

Verlag Der Tagesspiegel GmbH

Leserservice, 10876 Berlin

DER TAGESSPIEGEL

